

Liebe als symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium

Allgemein handelt es sich bei symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien um semantische Einrichtungen, die es ermöglichen, an sich unwahrscheinlichen Kommunikationen trotzdem Erfolg zu verschaffen¹. »Erfolg verschaffen« heißt dabei: die Annahmefähigkeit für Kommunikationen so zu erhöhen, daß die Kommunikation gewagt werden kann und nicht von vornherein als hoffnungslos unterlassen wird. Das Überwinden dieser Unwahrscheinlichkeitsschwelle ist vor allem deshalb wichtig, weil es anders nicht zur Bildung sozialer Systeme kommen kann; denn soziale Systeme kommen nur durch Kommunikation zustande. Unwahrscheinlichkeiten markieren, mit anderen Worten, Entmutigungsschwellen und, in bezug auf Evolution gesehen, Schwellen der Wiederausmerzung von Variationen. Können diese Schwellen hinausgeschoben werden, erhöhen sich zunächst die Systembildungsmöglichkeiten im Gesellschaftssystem, erhöht sich zugleich die Zahl der kommunikationsfähigen Themen, steigen intern die Freiheitsgrade der Kommunikation und extern die Anpassungsfähigkeiten des Systems; und mit all dem nimmt die Wahrscheinlichkeit der Evolution zu².

Für alle Kommunikationsmedien wird man unterstellen können, daß die Anforderungen im Laufe der gesellschaftlichen Evolution steigen. Wenn das Gesellschaftssystem und die für es mögliche Umwelt komplexer werden, nimmt auch die Selektivität aller Festlegungen zu. Was immer mitgeteilt werden muß, wird zur Auswahl

¹ Vgl. näher: Niklas Luhmann, Einführende Bemerkungen zu einer Theorie symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien, in ders., Soziologische Aufklärung Bd. 2, Opladen 1975, S. 170-192; ders., Macht, Stuttgart 1975; ders., Die Unwahrscheinlichkeit der Kommunikation, in ders., Soziologische Aufklärung Bd. 3, Opladen 1981, S. 25-34.

² All diese Formulierungen müssen selbstverständlich mit dem Vorbehalt versehen werden, daß es sich um Steigerungen des Möglichen in einer ganz spezifischen Hinsicht handelt, und daß damit keineswegs ausgeschlossen ist, daß das Mögliche aus anderen Gründen unmöglich wird bzw. die Evolution aus anderen Gründen kollabiert.

aus mehr anderen Möglichkeiten. Dadurch wird die Motivation zur Übertragung und Annahme von Selektionsleistungen unwahrscheinlicher. Also wird es schwieriger, durch die Art der Selektion zur Annahme zu motivieren. Genau dies ist aber die Funktion der Kommunikationsmedien. Die Theorie gesellschaftlicher Evolution und die These, daß durch Änderung des Differenzierungstypus der Gesellschaft die Komplexität des Gesellschaftssystems sprunghaft zunimmt, lassen demnach vermuten, daß die Kommunikationsprozesse der Gesellschaft einer solchen Entwicklung folgen und ein anderes, zugleich generelleres und spezielleres Kombinationsniveau von Selektion und Motivation suchen werden. Liebe beispielsweise wird gegen alle Tradition, die sie als gesellschaftliche Solidarität schlechthin in Anspruch genommen hatte, jetzt als unbegründbar und als persönlich deklariert: »Par ce que c'estoit luy; par ce que c'estoit moy«, wie es in der berühmten Formulierung Montaignes heißt³.

Nichts berechtigt zu der Annahme, daß die Suche nach neuen Formen und neuen Lösungen Erfolg haben muß und daß Komplexitätssteigerungen in allen Funktionsbereichen der Gesellschaft unbegrenzt abgefangen werden können. Man muß deshalb zugleich mit sachbezogenen und mit historischen, mit sozialstrukturellen und mit ideengeschichtlichen Analysen arbeiten, wenn man klären will, wie weit die Gesellschaft ihre eigene Evolution aushalten, wie weit sie ihre Kommunikationsleistungen entsprechend neu formieren kann und wie weit bestimmte Funktionsbereiche zurückbleiben, so daß man mit entsprechenden Deformierungen rechnen muß.

Die symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien, die solche Probleme der Kombination von Selektion und Motivation zu lösen haben, benutzen eine realitätsgebundene Semantik: Wahrheit, Liebe, Geld, Macht usw. Diese Terminologien *bezeichnen* Eigenschaften von Sätzen, Gefühle, Tauschmittel, Drohmittel und Ähnliches, und mit diesen Orientierungen auf Sachverhalte hin wird in der Anwendung der Medien operiert. Den Sachverhalten selbst wird Kausalität unterstellt. Die Beteiligten *meinen* dies, haben dies »im Sinn«. Aber die Medien selbst *sind nicht* diese Sachverhalte; sondern sie sind Kommunikationsanweisungen, die relativ unabhängig davon gehandhabt werden können, ob solche Sachverhalte

³ Michel de Montaigne, Essais I, 28, zit. nach der éd. de la Pléiade, Paris 1950, S. 224.

vorliegen oder nicht⁴. Die Funktionen und Effekte der Medien lassen sich daher auch nicht auf dieser Ebene der faktisch lokalisierten Qualitäten, Gefühle, Ursächlichkeiten erfassen, sondern sie sind in sich selbst immer schon sozial vermittelt durch eine Verständigung über Möglichkeiten der Kommunikation.

In diesem Sinne ist das Medium Liebe selbst kein Gefühl, sondern ein Kommunikationscode, nach dessen Regeln man Gefühle ausdrücken, bilden, simulieren, anderen unterstellen, leugnen und sich mit all dem auf die Konsequenzen einstellen kann, die es hat, wenn entsprechende Kommunikation realisiert wird. Schon im 17. Jahrhundert ist, das werden wir in den folgenden Kapiteln nachweisen, bei aller Betonung der Liebe als Passion völlig bewußt, daß es um ein Verhaltensmodell geht, das gespielt werden kann, das einem vor Augen steht, bevor man sich einschiff, um Liebe zu suchen; das also als Orientierung und als Wissen um die Tragweite verfügbar ist, bevor man den Partner findet, und das auch das Fehlen eines Partners spürbar macht, ja zum Schicksal werden läßt⁵. Die Liebe mag dann zunächst gewissermaßen sich im Leergang bewegen⁶ und auf ein generalisiertes Suchmuster gerichtet werden, das die Selektion

⁴ So auch Talcott Parsons, Religion in Postindustrial America: The Problem of Secularization, Social Research 41 (1974), S. 193-225 (214 f.). Affekt bzw. Liebe »in my present sense is a *medium* of interchange and not the primary bond of solidarity itself«. Auch andere Soziologen behandeln die Semantik der Liebe als »cultural imperative« bzw. als ideologische Vorschrift. Siehe Willard Waller / Reuben Hill, The Family: A Dynamic Interpretation, 2. Aufl. New York 1951, S. 113; William J. Goode, Soziologie der Familie, dt. Übers. München 1967, S. 81.

⁵ »Il y a des gens qui n'auraient jamais été amoureux s'ils n'avaient entendu parler de l'amour«, heißt es bei La Rochefoucauld, Réflexions ou sentences et maximes morales Nr. 136, zit. nach Œuvres complètes, éd. de la Pléiade, Paris 1964, S. 421.

Auch das 18. Jahrhundert hält trotz einer persönlich-individuelleren Ausprägung des Liebesethos gerade dieses Moment des vorherigen, gleichsam spielerischen Lernens der Liebe noch durch. Sehr deutlich ist diese Erfahrung der Spiel in Welt verwandelnden Entdeckung des Partners bei Klopstock, zum Beispiel: Der Verwandelte (»Dich zu finden, ach Dich, lernst ich die Liebe«), zitiert nach Ausgewählte Werke, München 1962, S. 66-68; oder im Brief an J. A. Schlegel vom 1. Aug. 1752: »... daß meine Wahl, nachdem ich die Liebe so lange gelernt habe, auf ein Mädchen fallen müsse, die mich sehr glücklich machen könne...«, zitiert nach: Briefe von und an Klopstock (Hrsg. J. M. Lappenberg), Braunschweig 1867, S. 108 f. Offenbar empfindet man keinen Widerspruch zwischen der gedanklichen Einübung im voraus und dem Enthusiasmus im Engagement.

⁶ Eine Formulierung von Georg Simmel, Über die Liebe (Fragment), in: Fragmente und Aufsätze, München 1923, S. 47-123 (62).

tion erleichtert, das einer gefühlsmäßig vertieften Erfüllung aber auch in die Quere kommen kann. Es ist die im Code verankerte Bedeutungssteigerung, die das Lernen des Liebens, die Interpretation der Anzeichen und die Mitteilung kleiner Zeichen für große Gefühle ermöglicht; und es ist der Code, der Differenz erfahrbar werden läßt und die Nichterfüllung mitextualisiert.

Die folgenden Überlegungen lassen sich von der These tragen, daß literarische, idealisierende, mythisierende Darstellungen der Liebe ihre Themen und Leitgedanken nicht zufällig wählen, sondern daß sie damit auf ihre jeweilige Gesellschaft und auf deren Veränderungstrends reagieren; daß sie, auch wenn in deskriptiver Form gehalten, nicht unbedingt die Realsachverhalte des Liebens wiedergeben, wohl aber angebbare Probleme lösen, nämlich funktionale Notwendigkeiten des Gesellschaftssystems in eine tradierbare Form bringen. Die jeweilige Semantik der Liebe kann uns daher einen Zugang eröffnen zum Verständnis des Verhältnisses von Kommunikationsmedium und Gesellschaftsstruktur.

Jedes symbolisch generalisierte Kommunikationsmedium wird mit Bezug auf ein spezifisches Schwellenproblem ausdifferenziert. Für das Medium Liebe liegt dies Problem in der höchstpersönlichen Kommunikation selbst. Unter höchstpersönlicher Kommunikation wollen wir eine Kommunikation verstehen, mit der der Sprecher sich von anderen Individuen zu unterscheiden sucht. Das kann dadurch geschehen, daß er sich selbst zum Thema macht, also über sich selbst spricht; aber auch dadurch, daß er bei Sachthemen seine Beziehung zur Sache zum Angelpunkt der Kommunikation macht. Je individueller, idiosynkratischer, absonderlicher der eigene Standpunkt und die eigene Weltsicht, desto unwahrscheinlicher wird der Konsens und das Interesse bei anderen. Dabei geht es nicht nur um die Eigenschaften, die jemand als Individuum besitzt oder sich selbst zuschreibt; also nicht nur um Schönheit und Tugend der Person, die in der Liebesliteratur des 17. und 18. Jahrhunderts die ausschlaggebende Rolle spielen. Persönliche Eigenschaften könnte man wie Fakten hinnehmen, bewundern oder doch tolerieren. Was darüber hinausgeht, und das wird erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts klar, ist der *Weltbezug des personalen Individuums*. Wird dieser Weltbezug mitindividualisiert, ist es nicht mehr möglich, sich als Kommunikationspartner auf die Anerkennung eines erfreulichen, nützlichen, noch akzeptablen oder sonstwie bewerteten Fak-

tums zurückzuziehen, das in der Person des anderen gegeben ist. Gibt sich der andere als weltkonstituierende Individualität, ist jeder, der angesprochen wird, in dieser Welt immer schon untergebracht und damit *unausweichlich* vor die *Alternative* gestellt, den *egozentrischen Weltentwurf des anderen zu bestätigen oder abzulehnen*. Diese Komplementärrolle des Weltbestätigers wird einem zugemutet, obwohl mitimpliziert ist, daß dieser Weltentwurf einzigartig, also eigenartig, also nicht konsensfähig ist. Das heißt auch: es wird einem ein Bestätigungsverhalten zugemutet, das nach außen nicht anschlussfähig ist, das man also anderswo nicht vertreten kann. So bedrängt, wird jeder vernünftige Adressat die Flucht ergreifen oder doch versuchen, die sich andeutenden personalen Bezüge der Kommunikation zu ignorieren und taktvoll ins Unpersönliche der »anonym« konstituierten Welt überzuleiten.

Somit geht es, auch wenn es den Liebenden am Anfang so erscheinen mag, in der Liebe nicht um »totale Kommunikation«⁷, nicht um thematische Konzentration möglichst aller Kommunikationen auf den Partner oder auf das Liebesverhältnis. Nicht Totalität, sondern Universalität des Bezuges wird erwartet im Sinne einer laufenden Mitbeachtung des Partners in allen Lebenslagen; man könnte auch sagen: einer laufenden Mitanreicherung des Informationsgehalts aller Kommunikationen durch den »für ihn«-Aspekt. In diesem Sinne ist nicht die *thematische* Ebene des Kommunikationsprozesses, sondern seine *Codierung* der Ansatzpunkt, von dem her Liebe zu begreifen und zu praktizieren ist.

Ein besonderer »Code« für Liebe bildet sich, wenn alle Informationen dupliziert werden im Hinblick auf das, was sie in der allgemeinen, anonym konstituierten Welt, und das, was sie für Dich, für uns, für unsere Welt bedeuten. Die Differenz kann nicht so behandelt werden, daß eine Information eine bleibt und entweder in die eine oder in die andere Welt gehört; denn natürlich projiziert jede Privatwelt ihre eigenen Unendlichkeiten in den Totalhorizont der Welt, die für alle dieselbe ist. Sondern die Information muß dupliziert werden, um in beiden Welten (je nach aktuellem Bedarf) Prüf-tests bestehen und Geltung gewinnen zu können. Ähnlich also wie

7 Diesen Begriff bildet Dieter Wyss, *Lieben als Lernprozeß*, Göttingen 1975, S. 42 f., 46 – um dann eine Lösung davon durch Lernprozesse zu fordern. Skeptisch für heutige Liebende auch Pascal Bruckner / Alain Finkielkraut, *Le nouveau désordre amoureux*, Paris 1977, S. 140 ff.

bei der Schrift wird für Sonderverwendung dupliziert, was nicht heißt, daß die zu Grunde liegende Einheit bestritten würde.

Daß erfolgreiche Kommunikation unter dieser Bedingung zunehmender Individualisierung der Weltverhältnisse bei Erhaltung der anonym konstituierten Welt zunehmend unwahrscheinlich wird, wird noch deutlicher, wenn man auf die Verortung der Zurechnung von Selektionen im Erleben und Handeln der Beteiligten achtet⁸. Ein Individuum kann (sofern es nicht Fichte gelesen hat) sein Weltverhältnis nicht als eigene Handlung begreifen; es kann unmöglich alles, was es als Selektion erfährt, sich selbst als Handlung zurechnen. Es registriert die Masse der Selektionen, wie immer idiosynkratisch sie auf Erwartungen bezogen, gegen Differenzen profiliert und bewertet werden, als Selektionen der Welt selbst. Ein anderer, der in die Rolle des Weltbestätigers gedrängt wird, hat dagegen zu handeln; denn er müßte sagen, weshalb er bestimmte Ansichten nicht teilt. Durch die Problemschwelle und Unwahrscheinlichkeit höchstpersönlicher Kommunikation wird die Verteilung der Zurechnung als *asymmetrisch* geordnet: Der Liebende, der idiosynkratische Selektionen bestätigen soll, muß *handeln*, weil er sich mit einer Wahl konfrontiert findet; der Geliebte hatte dagegen nur *erlebt* und Identifikation mit seinem Erleben erwartet. Der eine muß sich engagieren, der andere (der an seinen Weltentwurf immer schon gebunden ist) hatte nur projiziert. Der Informationsfluß, die Selektivitätsübertragung von Alter (Geliebter) auf Ego (Liebender) überträgt mithin Erleben auf Handeln. Das Besondere (und wenn man will: das Tragische) der Liebe liegt in dieser Asymmetrie, in der Notwendigkeit, auf Erleben mit Handeln zu antworten und auf Schongebundensein mit Sichbinden⁹.

Andererseits ergeben sich in Liebesbeziehungen für den, der jeweils liebt (Ego ist), *Handlungsanschlüsse* nur, weil das Erleben des Geliebten *Reduktionen* vorgibt. Das in der Liebessemantik immer wieder auftauchende Unendlichkeitsthema hat auch den Sinn, daß es in der Erlebniswelt des anderen keine Grenzen für eigenes Han-

8 Zum begrifflichen Ansatz vgl. Niklas Luhmann, *Erleben und Handeln*, und: Schematismen der Interaktion, in ders., *Soziologische Aufklärung Bd. 3*, Opladen 1981, S. 67-80 bzw. 81-100.

9 Um den Vergleich mit anderen Medienkonstellationen zu erleichtern, reproduzieren wir hier eine auch sonst verwendete Kreuztabelle, die die doppelte Zurechnungsmöglichkeit als Erleben bzw. Handeln auf die Positionen von Alter und Ego projiziert,

deln gibt; zumal für den nicht, der in diese Welt als ebenfalls geliebt eingeht. Die Asymmetrie von Erleben und Handeln enthält dann die *Chance des Zuworkommens*: Man kann sich nach dem Erleben des anderen richten, auch wenn er noch nicht entsprechend gehandelt hat, auch wenn er noch keinen Wunsch geäußert, noch keine Zurechnung auf sich selbst auf sich genommen hat. Das ist gemeint, wenn die Liebessemantik ein Hinausgehen über die Pflichten der Galanterie fordert oder wenn sie von »wortloser« Übereinstimmung spricht, und das wird erfahren, wenn Liebende keine Abstimmungsprozeduren brauchen, um Dritten gegenüber übereinstimmend handeln zu können.

Mit der Feststellung, daß Liebe auf die Einzelperson, auf das »Individuum« gerichtet ist und den Geliebten ganz und unteilbar erfaßt, ist das Medium demnach nicht ausreichend charakterisiert. Damit ist der andere Mensch immer noch dinganalog begriffen, und das wird nur dementiert, nicht aber durch andere Vorstellungen ersetzt, wenn man ihn als »Subjekt« bezeichnet. Erst durch Ineinanderfügen von Systemtheorie und Kommunikationstheorie kommt man über diese Forschungslage einen wesentlichen Schritt hinaus.

Was als »Erleben« bezeichnet ist, kann nämlich in zwei Richtungen weiter aufgeschlüsselt werden, und in beiden Richtungen ergeben sich sogleich extreme Anforderungen an Beobachtung und Korrespondenzhandeln. Wir denken jetzt an Alter als an ein psychisches System. Erleben heißt, daß das System sich im Zurechnen von Tatbeständen und Ereignissen auf seine *Umwelt* bezieht. Für einen Beobachter ist es außerordentlich schwer, die Umwelt des beobachteten Systems mit in seine Beobachtung einzubeziehen; denn einerseits bedeutet dies, daß er das Erleben nicht als Faktum, sondern als

wobei Ego jeweils derjenige ist, der eine kommunizierte Selektion anzunehmen oder abzulehnen hat.

	Ego erlebt	Ego handelt
Alter erlebt	$A_e \rightarrow E_e$ Wahrheit Wertbeziehungen	$A_e \rightarrow E_h$ Liebe
Alter handelt	$A_h \rightarrow E_e$ Eigentum/Geld Kunst	$A_h \rightarrow E_h$ Macht/Recht

selektive Relationierung eines anderen Systems auf dessen Umwelt erfassen muß (und Relationen lassen sich nicht beobachten, sondern nur erschließen); und außerdem ist er selbst (jedenfalls wenn es um Liebe geht) Teil und oft wichtiger Teil dieser Umwelt, er stößt also nicht nur an den eigenen Systemgrenzen, sondern sozusagen mitten in der Welt auf zwingende Selbstreferenzen zu sich selbst¹⁰.

Eine zweite Überlegung knüpft an den Begriff der *Information* an. Normalerweise kann man an anderen Systemen nur Input und Output beobachten. Man sieht, daß der andere zuhört, etwas sieht, etwas liest und darauf reagiert. Damit ist aber dessen Information und dessen Informationsverarbeitung noch nicht erfaßt. Information ist selektive Behandlung von Differenzen; sie besteht darin, daß der Erlebende Ereignisse gegen einen Horizont anderer Möglichkeiten projiziert und den eigenen Systemzustand durch die Erfahrung »dies und nichts anderes«, »dies und nicht das« festlegt. Welche anderen Möglichkeiten in welchem Moment beim anderen als Vergleichsschema fungieren, ist daher extern kaum feststellbar, und ohne Miterfassung dieses Selektionshorizontes ist Information nicht beobachtbar. Man müßte dessen selbstreferentielle Informationsverarbeitung mitvollziehen oder doch adäquat nachvollziehen können, um »verstehen« zu können, wie Input in ihm als Information wirkt und wie er seinen Output (das, was er sagt, zum Beispiel) an die eigene Informationsverarbeitung wieder anschließt.

Dies Unwahrscheinliche dann doch zu ermöglichen, ist Funktion des Kommunikationsmediums Liebe. Dies wird alltagssprachlich als »Verstehen« chiffriert, wird als Wunsch nach Verständnis zum Ausdruck gebracht, wird als Klage über mangelndes Verständnis über die Grenzen des technisch Möglichen hinausgetrieben. Wenn dies Hinausgehen über das Beobachtbare erstrebt wird, ist verständlich, weshalb schließlich alle objektiven, generalisierten Indikatoren für Liebe im Sinne von Verdienst, Schönheit, Tugend abgeworfen werden und das Prinzip, das das Unwahrscheinliche ermöglichen soll, mehr und mehr personalisiert wird. Das Medium bedient sich der Person. Man muß sie so gut wie möglich kennen, um erfassen oder doch errahnen zu können, was jeweils für sie als Umwelt und was jeweils in ihr als Vergleichsschema fungiert. Zu

¹⁰ Zu unterscheiden von den Selbstreferenzen innerhalb der beobachteten, geliebten Person, auf die wir gleich zurückkommen werden.

begreifen ist so auch, daß der Subjektbegriff im 18. Jahrhundert entsubstantialisiert wird; denn es kommt in der Tat darauf an, den anderen in Relationen zu der für ihn fungierenden Umwelt und in Relationen zu sich selbst aufzulösen und ihn dann nicht mehr von Eigenschaften, sondern von Funktionsweisen her zu begreifen. Den Halt, den man für ein solches Verstehen braucht, gewinnt man schließlich nur noch an der Person selbst – und weder an ihrer Natur noch an ihrer Moral. Wenn man akzeptiert, was aus Zufall geworden ist, und wenn man auf alle Außenstützen der Berechnung und der Wertschätzung verzichtet, mag man ein Stück weit kommen in dem Versuch, sich darauf einzustellen, was für den, den man liebt, Umwelt und Information, was quasi Zwang und was Freiheit ist und gegen welche mitfungierenden Horizonte jeweils ins Relief tritt, was sein Erleben und Handeln bestimmt. Aber verstehende Liebe ist kognitiv so strapaziös, daß es nahe liegt, sich ans Gefühl zu halten und dessen Instabilität in Kauf zu nehmen. Dieser Ausweg verbaut jedoch, wie wir ausführlich zeigen werden, eine institutionelle Lösung für das Verhältnis von Liebe und Ehe. Hiermit wird zugleich einsichtig, daß Liebe die ihr zufallenden Kommunikationsprobleme auf ganz eigentümliche Weise löst. Sie kann, um es paradox zu formulieren, Kommunikation unter weitgehendem Verzicht auf Kommunikation intensivieren. Sie bedient sich weitgehend indirekter Kommunikation, verläßt sich auf Vorwegnahme und Schonverstandhaben. Sie kann durch explizite Kommunikation, durch Frage und Antwort, geradezu unangenehm berührt werden, weil damit zum Ausdruck kommt, daß etwas sich nicht von selbst versteht. Zum klassischen Code gehört denn auch die »Augensprache«, ebenso wie die Feststellung, daß Liebende endlos miteinander reden können, ohne sich etwas zu sagen zu haben¹¹. Es ist, anders gesagt, kein kommunikatives Handeln, kein Fragen, kein Bitten des Geliebten erforderlich, um den Liebenden auf ihn einzustimmen; das Erleben des Geliebten soll das Handeln des Liebenden möglichst unmittelbar auslösen.

Liebe wäre nach all dem nicht angemessen begriffen, wollte man sie lediglich als Reziprozität wechselseitig-befriedigender Handlungen auffassen oder als Bereitschaft, Wünsche zu erfüllen. Liebe färbt

¹¹ »Liebe ist das gesprächigste aller Gefühle und besteht zum großen Teil ganz aus Gesprächigkeit«, notiert auch Robert Musil, *Der Mann ohne Eigenschaften* (Gespräche über Liebe), Hamburg 1952, Neudruck 1968, S. 1130.

zunächst das Erleben des Erlebens und verändert damit die Welt als Horizont des Erlebens und Handelns. Sie ist Internalisierung des subjektiv systematisierten Weltbezugs eines anderen; sie verleiht damit dem, was der andere erlebt oder erleben könnte, in den Dingen und Ereignissen selbst eine besondere Überzeugungskraft. Und erst in zweiter Linie motiviert sie zum Handeln, das nicht um seiner konkreten Effekte willen, sondern wegen seiner symbolisch-expressiven, Liebe ausdrückenden Bedeutung gewählt wird oder nahegelegt wird als Vollzug der Besonderheit jener Welt, in der man sich mit dem Geliebten (und mit niemandem sonst) einig weiß: der Welt des gemeinsamen Geschmacks und der gemeinsamen Geschichte, des gemeinsamen Abweichens, der besprochenen Themen, der bewerteten Ereignisse. Was zum Handeln aufruft, ist nicht ein erstrebter Nutzen, sondern die Nichtselbstverständlichkeit eines Weltentwurfs, der ganz auf die Individualität einer Person abgestimmt ist und nur so existiert. Soweit es überhaupt um »Geben« geht, besagt Liebe deshalb: dem anderen zu ermöglichen, etwas zu geben dadurch, daß er so ist, wie er ist.

In der Semantik des Mediums Liebe findet man diese Funktion nicht formuliert, aber symbolisiert. Es wird nicht vorgeschrieben, daß man als Liebender eine Privatwelt gegen die öffentliche Meinung zu beglaubigen habe, aber die Liebe wird mit Symbolen beschrieben, die ausdrücken, daß dies geschieht, wenn man liebt. Das Leitsymbol, das die Themenstruktur des Mediums Liebe organisiert, heißt zunächst »Passion«, und Passion drückt aus, daß man etwas erleidet, woran man nichts ändern und wofür man keine Rechenschaft geben kann. Andere Bilder mit zum Teil sehr alter Tradition haben den gleichen Symbolwert – so wenn man sagt, Liebe sei eine Art Krankheit; Liebe sei Wahnsinn, folie à deux¹²; Liebe

12 Natürlich waren dies immer Analogien oder Metaphern. Nur das Mittelalter und die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts besaßen Naivität und Wissenschaftsvertrauen genug, um tatsächlich körperlich und psychisch pathologische Tatbestände zu vermuten. Vgl. dazu kritisch Gaston Danville, *L'Amour est-il un état pathologique?* Revue Philosophique 18 (1893), S. 261-283; ders., *La Psychologie de l'amour*, Paris 1894, S. 107 ff. Und selbst heute gibt es noch empirische Forschung, die sich mit der Bestätigung bzw. Widerlegung von Zusammenhängen etwa zwischen romantischer Liebe und psychischer Unreife beschäftigt. Vgl. Dwight G. Dean, *Romanticism and Emotional Maturity: A Preliminary Study*, *Marriage and Family Living* 23 (1961), S. 44-45; ders., *Romanticism and Emotional Maturity: A Further Exploration*, *Social Forces* 42 (1964), S. 298-303; William M. Kephart, *The »Dysfunctional« Theory of Romantic*

lege in Ketten. In weiteren Wendungen kann es heißen: Liebe sei ein Mysterium, sei ein Wunder, lasse sich nicht erklären und nicht begründen, usw.¹³. All dies verweist auf ein Ausscheren aus der normalen sozialen Kontrolle, das aber von der Gesellschaft nach Art einer Krankheit toleriert und mit der Zuweisung einer Sonderrolle honoriert werden muß¹⁴.

Mit der Ausdifferenzierung eines symbolisch generalisierten Kommunikationsmediums hängt ferner zusammen, daß der Bezug zur organischen Faktizität des Zusammenlebens spezifiziert werden muß. Kein Kommunikationssystem kann ganz davon abstrahieren, daß Menschen leiblich beteiligt sind, und die funktionale Spezialisierung einer Medien-Semantik erfordert eine Mitsymbolisierung dieses Körperbezugs. Wir wollen Symbole, die diese Funktion erfüllen, symbiotische Symbole oder symbiotische Mechanismen nennen – »Mechanismen« im Hinblick darauf, daß sie erwartungsgemäß vollziehbare organische Prozesse bezeichnen¹⁵. Hierfür gibt es verschiedene, im ganzen aber nur wenige Möglichkeiten, die auseinandergezogen werden müssen, wenn Kommunikationsmedien gegeneinander differenziert werden. Wahrnehmung (einschließlich Wahrnehmung von Wahrnehmungen), Sexualität, Befriedigung von (zunächst elementaren) Bedürfnissen und physische Gewalt sind verschiedene, jeweils hochgradig plastische organische Prozesse; sie beeinflussen sich wechselseitig, können sich stören oder auch fördern und bilden mit all dem, wenn mehrere Partner präsent Love: A Research Report, *Journal of Comparative Family Studies* 1 (1970), S. 26-36.

13 Siehe, Vorstellungen des 18. Jahrhunderts zusammenfassend, Robert Mauzi, *L'idée du bonheur dans la littérature et la pensée française au XVIIIe siècle*, Paris 1960, 4. Aufl. 1969, S. 466: »L'amour est un mystère, le plus irrationnel des mouvements de l'âme, devant lequel l'esprit demeure désarmé; il est une mystification, où l'imagination ne cesse d'escamoter et de métamorphoser la nature; il est une aliénation, qui sépare l'homme de lui-même et le voue à toutes les tortures; enfin l'amour ne suffit jamais à lui-même.« Zum gleichen Thema aus heutiger Sicht Francis E. Merrill, *Courtship and Marriage: A Study in Social Relationships*, New York 1949, S. 23 ff.; Waller/Hill a.a.O., S. 113 ff.; Vilhelm Aubert, *A Note on Love*, in ders., *The Hidden Society*, Totowa N. J. 1965, S. 201-235.

14 Vgl. die Interpretation der Rolle des Kranken und ihrer Institutionalisierung bei Talcott Parsons, *The Social System*, Glencoe Ill. 1951, insb. S. 428 ff.

15 Siehe für einen allgemeinen Überblick Niklas Luhmann, *Symbiotische Mechanismen*, in ders., *Soziologische Aufklärung Bd. 3*, Opladen 1981, S. 228-244. Speziell zu Erotik in dieser Funktion vgl. auch Talcott Parsons, *Societies: Evolutionary and Comparative Perspectives*, Englewood Cliffs N. J. 1966, S. 31 f.

sind, eine diffuse Grundlage für Kommunikation¹⁶. Soll eine Situation für ein und nur ein Kommunikationsmedium reserviert werden, müssen daher Interferenzen ausgeschaltet werden. Das geschieht durch Konzentration auf einen und nur einen symbiotischen Mechanismus. Für den Machtkomplex ist es physische Gewalt, für Wahrheit Wahrnehmung, bezogen auf theorierelevante Daten, für Geld die (zunehmend abgeleitete) Bedürfnisbefriedigung und für Liebe Sexualität. So wenig die Kommunikation im jeweiligen Medienbereich durch den ihr zugeordneten symbiotischen Mechanismus limitiert wird, so sehr bleibt dieser Mechanismus Ausdifferenzierungs- und Steigerungsbedingung. So gesehen ist es kein Zufall, daß die wichtigsten gesellschaftlichen Kommunikationsmedien jeweils einen spezifischen, zugleich aber hochgradig plastischen, formbaren Bezug auf organische Prozesse wählen, und daß überall dort, wo dies nicht möglich ist, auch die Assoziierung von Medien mit Funktionssystemen Schwierigkeiten bereitet¹⁷.

Im Falle von sexuell fundierter Intimität nimmt das Verhältnis von symbiotischer Basis und symbolischer Generalisierung besondere Züge an, die sich näher beschreiben lassen¹⁸. Zunächst macht diese Fundierung in Sexualität plausibel, daß die Partner auf »Zusammensein«, auf Unmittelbarkeit und Nähe Wert legen; daß sie die Orte bevorzugen, in denen sie einander zu sehen hoffen. Ferner ist der geschlechtlichen Beziehung eigen, daß sie nicht im Blick auf Außenstehende, nicht mit Rücksicht auf Zustimmung anderer realisiert, dafür aber ihren Sinn in sich selbst erfüllt und ohne jeden Darstellungszwang nach außen in sich selbst verfeinert werden kann. Geben und Nehmen, Belohnen und Zurückhalten, Bestätigen und Korrigieren bleibt möglich, läßt sich aber schwer feststellen und schwer auf Interessen oder gar Absichten zurechnen. Momente und Intentionen des Tausches, des Sanktionierens, des Belehrens und Lernens erfüllen ihre Funktion, lassen sich aber kaum ausein-

16 Auch für Kommunikation, die den verbal geäußerten Mitteilungen widerspricht. Man denke an die in Liebesdarstellungen immer wieder behandelte Sprache der Augen.

17 Siehe zum Religionssystem und zum Kommunikationsmedium »Glauben« Niklas Luhmann, Funktion der Religion, Frankfurt 1977, insb. S. 134 ff., und zum Fehlen eines auf Erziehung spezialisierten Kommunikationsmediums Niklas Luhmann / Karl Eberhard Schorr, Reflexionsprobleme im Erziehungssystem, Stuttgart 1979, S. 54 ff.

18 Simmels Behandlung der »Erotik« im Fragment »Über die Liebe« a.a.O. knüpft an dieses Problem an, ohne zu einer klaren begrifflichen Lösung zu gelangen.

anderziehen, individuell zurechnen und zur Rede stellen. Sie verschmelzen ins Ununterscheidbare. Das verhindert, von Extremfällen abgesehen, eine genaue Bilanzierung von Vorteilen und Nachteilen, eine Optimierung der eigenen Lage und eine Entwicklung der Beziehung ins Asymmetrische eines Leistungs-, Rang- oder Interessengefälles. Auch relativ unbalancierte Beziehungen können dank dieser Diffusität des sexuellen Kontaktes noch als gleich begünstigend und als unvergleichbar erlebt werden. Dies wiederum erlaubt die Angliederung eines weiten Bereiches geistiger und seelischer Interessen ohne Verrechnung ihres Tauschwertes¹⁹. Deshalb kann in einem Maße, das sonst kaum erreichbar ist, unterstellt werden, daß das eigene Erleben auch das des Partners ist. Dies liegt nicht zuletzt an der Reflexivität des wechselseitigen Begehrens. Im körperlichen Zusammenspiel erfährt man, daß man über das eigene Begehren und dessen Erfüllung auch das Begehren des anderen begehrt und damit auch erfährt, daß der andere sich begehrt wünscht. Das schließt es aus, »Selbstlosigkeit« zur Grundlage und Form eigenen Handelns zu machen; vielmehr wird die Stärke des eigenen Wunsches zum Maß dessen, was man zu geben in der Lage ist²⁰. Mit all dem durchbricht die Sexualität den Schematismus von Egoismus/Altruismus ebenso wie die Hierarchisierung menschlicher Beziehungen nach dem Schema Sinnlichkeit/Vernunft. Das zeigt sich nicht zuletzt historisch daran, daß die Ausdifferenzierung von sexuell basierten Intimbeziehungen unter dem Code der Liebe, wie wir im einzelnen nachzeichnen werden, diese beiden Distinktionen der Moral und Anthropologie Alteuropas sprengt.

Es kommt hinzu, daß auch die soeben skizzierte sprachlose Kommunikation sich im Referenzraum der Sexualität bewegen und anreichern kann. Nicht, daß alles Schonverständnis darauf zurückführbar wäre! Aber die nichtsprachliche Kommunikation der körperlichen Berührung bietet einen wichtigen nichtlogischen Interpretationshorizont für sprachliche Mitteilungen; sie bietet die Möglichkeit eines Unterlaufens und Ergänzens der Sprache, einer

19 Siehe dazu auch den Exkurs über Treue und Dankbarkeit, in: Georg Simmel, Soziologie: Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, 2. Aufl. München-Leipzig 1922, S. 438 ff. (444 ff.).

20 Siehe hierzu Rupprecht Gerds, Tabu statt Liebe, in: Helmut Kentler u. a., Für eine Revision der Sexualpädagogik, 3. Aufl. München 1969, S. 89-113 (108 f.).

konkretisierenden Interpretation des gesprochenen Wortes auf das hin, was sich an ihm an Meinungen und Absichten zeigt. Man kann in den Kommunikationsweisen der Liebe Unsagbares zum Ausdruck bringen, Gesagtes verstärken oder abschwächen, bagatellisieren, zurücknehmen, durchkreuzen, kann Mißverständnisse ausgleichen und Entgleisungen durch einen Wechsel der Kommunikationsebene korrigieren und kann auf dieser Metaebene unterhalb der artikulierten Kommunikation auf Erwidern, aber auch auf Blockierung stoßen.

Wie immer bei Symbolisierungen wird auch hier Negation nicht ausgeschlossen, sondern mitbenutzt. So beruht der Macht-Code auf der Ausschließung aller physischen Gewalt – es sei denn zur Durchsetzung des Rechts. Für die Liebes-Semantik spielt die Ausschließung von möglichen sexuellen Beziehungen eine erhebliche Rolle – vom amour lointain der höfischen Liebe des Mittelalters über das lange Verwirr- und Versteckspiel der Riesenromane des 17. Jahrhunderts und über die Verlagerung des eigentlichen Genusses in das »noch nicht« und Tugendbewahrung als Eheerzwingungstaktik²¹ bis zu einer seit der Aufklärung des 18. Jahrhunderts sich allmählich durchsetzenden positiven Sexuallehre²², die aber immer noch angewiesen ist auf das Gefühl, eigentlich abgelehnt und nur heimlich gewünscht zu werden. Der Gebrauch von Negation mag im Sprachvollzug des Medium-Bereichs als »Zweideutigkeit« erscheinen, als Moment der semantischen Struktur hat er einen sehr präzisen Sinn im Kontext der Ausdifferenzierung und der Steigerung spezifischer Kommunikationsweisen und Kommunikationserfolge. Die Inhibierung des an sich Möglichen ist Voraussetzung für die semantische Konditionierung des Zugangs zum Vollzug, und auf dieser Konditionierung bauen die Freiheitsgrade der kommunikativen Prozesse auf²³.

21 Entlarvend Henry Fielding, *An Apology for the Life of Mrs. Shamela Andrews*, London 1741, Neudruck Folcroft Pa 1969.

22 Jean Guitton, *Essai sur l'amour humain*, Paris 1948, S. 9, spricht mit Bezug auf das 19. Jahrhundert von »sexologie positive«. Ausführlich hierzu jetzt Michel Foucault, *Sexualität und Wahrheit* Bd. 1, dt. Übersetz. Frankfurt 1977. Material aus den USA bei Sidney Ditzion, *Marriage, Morals and Sex in America: A History of Ideas*, 2. Aufl. New York 1969.

23 Ein »Funktionswissen« dieser Art entsteht nicht erst im Rahmen der soziologischen Forschung und Theoriebildung. Daß Genußaufschub Steigerung der Liebesintensität ermöglicht, daß die eigentliche Liebe im Hoffen auf Liebe besteht, ist ein seit

Ferner verdient die *Selbstreferenz* innerhalb eines Kommunikationsmediums Aufmerksamkeit, bevor wir in historische Analysen eintreten. Auch hierbei handelt es sich um ein allgemeines Erfordernis, das sich bei allen Kommunikationsmedien durchsetzt. Mit der Differenzierung von Struktur und Prozeß verdoppelt sich auch die Selbstreferenz, so daß wir zwei Ebenen zu unterscheiden haben. Auf der Ebene der semantischen Struktur des Mediums erscheint Selbstreferenz als Systematisierung der Themen. Jeder Einzel Gesichtspunkt, der Liebe charakterisiert, versteht sich im Verbund mit anderen. Da dies für *jeden* Gesichtspunkt, also auch für *jeden anderen* gilt, findet sich jedes Thema in jedem anderen als *anderes des anderen* wieder. Über Selbstreferenz wird also auf der semantischen Ebene eine Geschlossenheit der Codierung erreicht. In dieser Weise werden die Verweisungen des symbiotischen Mechanismus einbezogen: Man kann bei Liebe nicht nicht an Sinnlichkeit denken, so wie umgekehrt Avancen in Richtung auf sexuelle Beziehungen die Frage der wahren oder der nur vorgetäuschten Liebe aufwerfen²⁴.

Die selbstreferentielle Systematisierung wird um so bedeutsamer, je unwahrscheinlicher der kommunikative Erfolg, je unsicherer die soziale Beziehung ist. Je unsicherer man darüber ist, wie der andere sich zu Erwartungen einstellen wird, desto unentbehrlicher wird es, die eigenen Äußerungen und die darauf erfolgenden Reaktionen im System interpretieren, das heißt jeweils als Indikator für Anderes, für Weiteres, für zu Erhoffendes lesen zu können. Diesen Zusammenhang kann man im 17. Jahrhundert sehr deutlich belegen: Die Anerkennung der Freiheit der Frau im Sicheinlassen auf Liebesbeziehungen führt zur Systematisierung des Code des amour passion.

Es wird, um es in theoretische Terminologie zu bringen, in einer besonderen Interessenrichtung *doppelte Kontingenz ausdifferenziert*, und daraus ergibt sich die *selbstreferentielle Systematisierung* eines Spezialcodes für Liebe. Die *Unsicherheit*, die aus der doppelten Kontingenz erwächst, kann dann innerhalb dieses Codes zum dem 17. Jahrhundert gepflegtes Thema, ohne daß das Wissen dieses Wissens auf Motivverlust hinausliefe. Die Liebe wird charakterisiert als etwas, was von Vorstellungen abweicht, die die Liebenden sich machen. Trotz dieses Bekanntmachens der illusionären Züge des Liebens hält man die Kraft der Liebe für stärker. Die Liebenden lieben ihre Illusionen mit, und der Bezug auf Sexualität scheint die heimliche Garantie dafür zu sein, daß dies funktioniert.

24 Vgl. dazu näher unten S. 112 ff., 131 ff.

Thema werden – etwa als Alternative von wahrer und falscher Liebe. Unsicherheit bleibt dann Geltungs- und Gebrauchsbedingung der Semantik und wird zugleich durch sie in eine Form gebracht, mit der man leben kann.

Wenn eine Sondersemantik für ein spezielles Kommunikationsmedium hinreichend ausdifferenziert ist, können auch die durch dieses Medium geordneten Prozesse selbstreferentiell werden. Wir wollen Selbstreferenz auf dieser Ebene kommunikativer Prozesse *Reflexivität* nennen. Unter der Bedingung hinreichender Isolierung dieses Sonderphänomens kann man postulieren, daß Liebe nur durch Liebe zu motivieren sei: Liebe bezieht sich auf Liebe, sucht Liebe, wächst in dem Maße, als sie Liebe findet und sich selbst als Liebe erfüllen kann.

Erst in der Reflexivität des Prozesses (oder genauer: in der semantischen Codierung des Prozesses als reflexiv) vollendet sich die Ausdifferenzierung und die universelle Zugänglichkeit des Mediums; erst in dieser Form kann das Problem der Inklusion und der »Chancengleichheit« gelöst werden. Solange es in der Liebe primär auf seltene Eigenschaften des/der Geliebten, auf Reichtum und Jugend, Schönheit und Tugend ankam, lief die Steigerung in Richtung auf diese Seltenheitswerte und suchte an ihnen Bestätigung. Diese im 17. und auch noch im 18. Jahrhundert vorherrschende Auffassung hätte, ernst genommen, in unlösbare Verteilungsprobleme führen müssen; denn wer wäre zum Zuge gekommen, wo Ungewöhnlichkeit von Eigenschaften Prämisse ist und es nur sehr wenige wirklich schöne und tugendhafte Damen und Herren gibt²⁵. Die Entwicklung erzwingt eine zunehmende Neutralisierung aller Voraussetzungen für Liebe, die nicht in der Liebe selbst liegen. Die Form dafür ist Reflexivität, und die Funktion ist: Öffnung für universelle Zugänglichkeit mit autonomer, nicht mehr extern vorprogrammierter Selbststeuerung des Medienbereichs²⁶. Auf der Basis gesicherter Reflexivität können dann die Eigenschaften, die zum

25 Daß die Irrationalität und Uneinsehbarkeit der Bewertung dieses Problem etwas (aber nur etwas) abschwächen, werden wir unten sehen. Vgl. insbes. Kapitel 7, Anm. 2.

26 Daß die Universalität gleichwohl Grenzen hat und Ungleichheit der Chancen erzeugt, ist nicht zu übersehen, liegt aber nach Ausdifferenzierung des Mediums vor allem an den Grenzen der semantischen Verfügung über Sexualität: an der relativen Eigenständigkeit des Basismechanismus. Offensichtlich haben einige es hier leichter als andere, unabhängig von der semantischen Codierung ihres Verhaltens.

Lieben und Geliebtwerden erforderlich sind, trivialisiert und von historisch-biographischen Zufällen abhängig gemacht werden.

Es fällt nicht schwer, Parallelen in anderen Medienbereichen zu entdecken. In der Kunst werden auch häßliche, alltägliche, in keiner Weise für Kunst vordisponierte Gegenstände darstellungswürdig. Das Recht ist nicht mehr nur Ausarbeitung und Anpassung dessen, was von der Natur her Recht ist, sondern erfaßt alles, was nach rechtlichen Regeln (Verfahren) zu Recht gemacht wird. Auch die politische Macht wird dadurch, daß sie jede Macht anderer Macht unterwirft, universell sensibel für Themen jeder Art, sofern sie sich politisieren lassen, und wird zugänglich für Personen jeder Art, sofern sie sich an politischen Wahlen beteiligen. Wichtige Tendenzen der modernen Gesellschaft fördern solche Zusammenhänge von Universalisierung und Spezifikation über Reflexivität, und das Medium für Intimbeziehungen folgt, obwohl für den Einzelfall auf extreme Partikularisierung angelegt, genau diesem Trend.

Mehr als im Bereich irgendeines anderen Kommunikationsmediums wird in der Liebessemantik die Codierung schon früh reflektiert, und zwar als direkte Folge des Buchdrucks. Auch die frühe Parodierung des Romans selbst spielt in diesem Zusammenhang eine Rolle. Schon im 17. Jahrhundert weiß man: die Dame hat Romane gelesen und kennt den Code. Das steigert ihre Aufmerksamkeit. Sie ist gewarnt – und eben dadurch gefährdet. Etwas später wird auch der empfindsame Mann Opfer des Romans²⁷. Ebenfalls gelesen hat man die Floskeln und Gesten, die zur Kunst der Verführung gehören. Man hat damit zu rechnen, daß die Damen sie durchschauen, und weiß auch, daß sie trotzdem wirken. Der Code regelt also nicht nur das Verhalten, sondern erfaßt auch sein eigenes Wiedervorkommen in dem von ihm geregelten Verhaltensbereich. Weder der Machtcode noch der Geldcode könnte zu jener Zeit eine solche Transparenz vertragen. Nur in der Liebe wirkt der Buchdruck in diesem Sinne spaltend; und gerade hier kann man sich zum Glück auf Interessen verlassen, die sicherstellen, daß es trotzdem funktioniert.

Schließlich ist bei allen symbolisch generalisierten Kommunika-

27 »J'avais lu quelques romans, et je me crus amoureux« berichtet der Held in Charles Duclos, *Les confessions du Comte de . . .*, 1741, zit. nach der Ausgabe Lausanne 1970, S. 38. Man beachte die Abgeschliffenheit der Formulierung, die einen geläufigen Sachverhalt nur noch andeutet.

tionsmedien zu bedenken, daß ihre Fähigkeit, entsprechend spezialisierte soziale Systeme zu bilden, sich nicht von selbst versteht. In der soziokulturellen Evolution wirken Medien selektiv, aber nicht notwendigerweise auch stabilisierend. Sehr typisch müssen Medien Systembildungen gegen gesellschaftstypische Pressionen, gegen vorherrschende Einstellungen und Erwartungsmuster erst durchsetzen. In der frühen Neuzeit verschärft sich dieses Problem in dem Maße, als nach der Erfindung des Buchdrucks Kommunikationsmedien unter höhere, unwahrscheinlichere Ansprüche geraten. In den Medien-Codes tauchen Symbole auf, die betont »unsoziale«, jedenfalls metamoralische Konnotationen mitführen – etwa Staatsräson im Machtbereich, Profit im Bereich von Eigentum/Geld oder quasi-krankhafte Passion im Bereich der Liebe. Damit ist zugleich zum Ausdruck gebracht, daß die Mittel, auf solcher Basis dann trotzdem soziale Systeme zu bilden, nicht der Gesellschaft im allgemeinen, nicht der moralischen Konformität, auch nicht der Schichtung entnommen werden können, sondern neu entwickelt werden müssen. Das geschieht in einigen Medienbereichen mit Hilfe von Organisation – einer eigens dafür entwickelten Sonderform korporativer Systembildung. Im Kommunikationsbereich der Liebe scheidet diese Möglichkeit aus²⁸. Was tritt an ihre Stelle? Zunächst anscheinend vor allem ein formuliertes Problembewußtsein; später auch Anforderungen an die Ehe. Man muß bei den folgenden historischen Analysen der Liebessemantik daher stets mit im Auge behalten, daß ihre Vorstellungswelt auch Zumutungsabwehrfunktionen erfüllt und aus diesem Grunde nicht selten extravagant auftritt. Für das soziale Leben in älteren, lokal verdichteten Gesellschaftssystemen sind komplexe Beziehungsnetze bezeichnend, die ein Sichausschließen Einzelner, ein »Privatleben« und auch einen Rückzug in Zweierbeziehungen blockieren. In einem für jeden übersehbaren Rahmen soll man sein Leben mit anderen teilen. Intimität zu zweit ist kaum möglich, wird jedenfalls nicht gefördert, sondern möglichst kurzgehalten²⁹. Das Herausis-

28 Auch andere Kommunikationsbereiche, die in Richtung auf unwahrscheinlichere Kommunikation tendieren, haben ähnliche Probleme. Siehe für Religion Niklas Luhmann, Funktion der Religion, Frankfurt 1977; für Kunst ders., Ist Kunst codierbar? in ders., Soziologische Aufklärung Bd. 3, Opladen 1981, S. 245-266.

29 Zu Verhältnissen im Hause vgl. z. B. Howard Gadlin, Private Lives and Public Order: A Critical View of the History of Intimate Relations in the United States, in:

lieren von Systembedingungen für Intimität muß daher gegen vorherrschende Meinungen und Gefühlslagen erst durchgesetzt werden³⁰; und das dürfte um so schwieriger gewesen sein, als nicht alle Altersgruppen gleichmäßig an dieser Möglichkeit interessiert sind³¹. Auch aus ihren eigenen Bedingungen heraus scheinen Zweierbeziehungen ohne soziale Vernetzung selten und problematisch zu sein. Wie soziometrische Forschungen zeigen, kommt ein Sich-Wählen auf Grund wechselseitiger Projektion selten vor und begründet eine Beziehung von zumeist kurzer Dauer³².

Diese Bedingungen machen verständlich, daß die Codierung von (sexuell basierter) Intimität zunächst außerhalb aller etablierten Ordnung begonnen wurde und daß diese Möglichkeit mit »Konzessionen« in der Semantik bezahlt werden mußte – vor allem mit dem Eingeständnis der Unvernünftigkeit, der Wahnhaftigkeit, der Instabilität. Erst nach Eingewöhnung eines solchen Programms konnte man ernsthaft damit beginnen, soziale Reflexivität einzubauen und auf eine dadurch stabilisierte Systembildung abzielen – mit bis heute umstrittenen Erfolgen. Die auf Liebe gegründete Ehe ist das Resultat und der Ausbau von Scheidungsmöglichkeiten das Korrektiv. Es bleibt damit der Ehe selbst überlassen, ob sie halten will oder nicht.

George Levinger / Harold L. Raush (Hrsg.), *Close Relationships: Perspectives on the Meaning of Intimacy*, Amherst 1977, S. 33-72; David H. Flaherty, *Privacy in Colonial New England*, Charlottesville Va. 1972, insb. S. 70 ff.

30 Hierzu besonders Guy E. Swanson, *The Routinization of Love: Structure and Process in Primary Relations*, in: Samuel Z. Klausner, *The Quest for Self-Control: Classical Philosophies and Scientific Research*, New York 1965, S. 160-209. Vgl. ferner: William J. Goode, *The Theoretical Importance of Love*, *American Sociological Review* 24 (1959), S. 38-47; Philip E. Slater, *On Social Regression*, *American Sociological Review* 28 (1963), S. 339-364.

31 Unter diesem Gesichtspunkt ist es nicht ohne Bedeutung, daß Onkel-Neffe Beziehungen zu den frühen, durch Ritualisierung als bedenklich markierten und zugleich geschützten Beispielen gehören. Vgl. S. N. Eisenstadt, *Ritualized Personal Relations*, *Man* 96 (1956), S. 90-95.

32 Vgl. Jean Maisonneuve, *Psycho-sociologie des affinités*, Paris 1966, S. 322 ff., insb. 343.

Romantische Liebe

Wenn die Erfahrung der Inkommunikabilität dasjenige Moment ist, was für uns den Einsichtsgewinn des 18. Jahrhunderts zusammenfassen kann, ist sie jedenfalls nicht als Errungenschaft gefeiert und nicht in den Code passionierter Liebe aufgenommen worden. Bei allen Fortschritten in der Miterfassung der Sexualität, bei aller Favorisierung des Gefühls, bei allem Enthusiasmus der Innigkeit stagniert die Entwicklung eines Mediums für Intimbeziehungen im 18. Jahrhundert; oder sie nimmt zumindest wichtige anlaufende Veränderungen zunächst nicht auf.

Unberücksichtigt bleiben einmal die Tendenzen, Liebe nicht nur im alten Sinne als Solidarität der Ehepartner zu fordern, sondern die leidenschaftliche Liebe als Prinzip der *Wahl* des Ehepartners zu proklamieren, also Liebesheirat zu fordern. Vorherrschend wird dies im 18. Jahrhundert noch abgelehnt¹. Lediglich der *Ablehnungsgrund, sich nicht lieben zu können*, findet verstärkt Beachtung (und damit ist freilich eine wichtige Bresche gebrochen). Dies Problem läßt sich schwerlich auf einen Auffassungsunterschied von Aristokratie und Bourgeoisie beziehen²; es hängt eher damit zusammen, daß die Familie noch als den Wechsel der Generationen überdauernde Einheit begriffen wurde und die Eheschließung deshalb nicht als Neugründung einer Familie freigegeben, sondern als Reproduktion der Familie kontrolliert werden mußte³. Bis weit ins

1 Vgl. z. B. Abbé de Mably, *Principes de Morale*, Paris 1784, S. 287 ff. in Form einer Analyse der Gefahren von Liebesehen. Das Problem ist natürlich alt. Robert Burton überlegt in seiner *Anatomy of Melancholy* (1621, zitiert nach der dt. Übers. des dritten Teils Zürich 1952) ernstlich, den Liebenden, wenn keine andere Kur helfe, ihren Willen zu lassen und sie in die Ehe zu geben. Er bezieht sich dafür auf ältere Zeugnisse, und fügt dann melancholisch hinzu: »Freilich, . . . es kann nicht sein! aus vielen und verschiedenen Gründen« (S. 299).

2 Solche Unterschiede gibt es sicher, aber sie bestehen mehr in Bezug auf die *Ehen* als in Bezug auf die *Heirat*. Das Bürgertum legt eher Wert auf ein inniges, häusliches Verhältnis der Ehegatten und sucht damit traditionelle Starrheiten in der internen Familienstruktur abzubauen, während der Adel im Prinzip der Innigkeit keine Möglichkeit der Familienrepräsentation finden konnte und es schon deshalb ablehnen mußte.

3 Vgl. hierzu das von Jean-Louis Flandrin, *Les amours paysannes (XVIIe-XIXe siècles)*, Paris 1975, zusammengetragene Fallmaterial.

18. Jahrhundert hinein konnte daher das Bürgertum der »Sittenlosigkeit« der Oberschicht nur das Bestehen auf der Vorherrschaft des Mannes in Ehe und Familie und die Unterordnung der Frau entgegensetzen⁴. Die Vorstellungen über Gattenliebe haben eine wesentlich rationale Grundlage. Sie beruhen auf dem Akzeptieren des Platzes, an dem man sein Leben zu führen hat. Ein guter Test dafür ist, daß Furcht und Liebe nicht als unvereinbar, geschweige denn als Gegensätze angesehen werden – wie im Verhältnis zu Gott, so im Verhältnis zum Herrn, so im Verhältnis zum Hausherrn⁵. Es kommt nicht auf das Ausleben eigener Passionen an, sondern auf die frei (und nicht zwanghaft oder sklavisch) entwickelte Solidarität in einer gegebenen Ordnung. Und dem entspricht die Vorstellung eines Herrn, der sein Eigentum liebt: Haus und Besitz, Frau und Kinder⁶.

In diese gemeineuropäische Struktur der Hausherrschaft werden zunächst in England die ersten Breschen geschlagen. In England – dies hängt damit zusammen, daß hier nicht so sehr die gesellschaftliche als vielmehr die häusliche Stellung der Frau vor dem Hintergrund einer religiös-hierarchischen Vorherrschaft des Mannes zum Thema geworden war. Mit durchaus rationalistischen und psychologisch sensiblen Analysen wird in einer ersten Reformbewegung die prinzipielle Gleichheit der Gatten und die Gründung der Ehe auf Liebe, Vernunft und wechselseitige Achtung herausgearbeitet⁷.

4 Vgl. Levin L. Schücking, Die Familie im Puritanismus: Studien über Familie und Literatur in England im 16., 17. und 18. Jahrhundert. Leipzig-Berlin 1929; William und Malleville Haller, The Puritan Art of Love, The Huntington Library Quarterly 5 (1942), S. 235-272; Edmund S. Morgan, The Puritan Family: Religion and Domestic Relations in Seventeenth-Century New England, New York 1966; und jetzt umfassend Lawrence Stone a.a.O. (1977). Zur Entwicklung in Frankreich seit etwa 1770 auf Grund englischer Einflüsse vgl. Jean-Louis Flandrin, Familles: parenté, maison, sexualité dans l'ancienne société, Paris 1976, S. 165 ff.

5 Vgl. Morgan a.a.O., S. 47 ff.; Howard Gadlin, Private Lives and Public Order: A Critical View of the History of Intimate Relations in the United States, in: George Levinger/Harold L. Raush (Hrsg.), Close Relationships: Perspectives on the Meaning of Intimacy, Amherst Mass. 1977, S. 33-72 (40).

6 Zur Änderung dieser Vorstellung im Übergang zum 18. Jahrhundert vgl. Randolph Trumbach, The Rise of the Egalitarian Family: Aristocratic Kinship and Domestic Relations in Eighteenth-Century England, New York 1978, insb. S. 150 ff.

7 Vgl. Rae Blanchard, Richard Steele and the Status of Women, Studies in Philology 26 (1929), S. 325-355; Stone a.a.O. (1977), S. 325 ff.

»Love and peace« ist Miltons Formel dafür⁸. Eine in diesem Sinne gesunde Familie gilt ihm als Voraussetzung jeder Reform des Staatswesens. Darauf, und nicht auf die bloße physische Reproduktion der Menschheit, müsse abgestellt werden; und diese polemische Differenz macht es zunächst unnötig, die Formel »love and peace« näher zu erläutern. Bei Milton selbst ist sie durchaus schon mit egalitären Vorstellungen verknüpft, aber weder diese noch das Programm der Scheidungserleichterung sind zu seiner Zeit durchsetzbar.

Die spezifisch englische Entwicklung muß auch im Zusammenhang gesehen werden mit dem Vordringen der Geldwirtschaft, insbesondere mit der Einbeziehung von Grundbesitz und Arbeit in die monetäre Integration des Wirtschaftssystems. Die alte, eigentlich sehr natürliche Vorstellung, daß man das liebt, was einem gehört, verliert dadurch ihre Plausibilität. Man braucht der alten Eigentums- und Gattenliebe, die Haus und Besitz, Frau und Kinder umfaßte, keineswegs die Emotionalität absprechen; der Punkt ist: daß diese Kombination von persönlichen Bindungen mit Besitzvorstellungen bei zunehmender funktionaler Differenzierung beider Bereiche schwieriger wird und schließlich semantisch diskreditiert werden muß – auch dies übrigens eine Adel und Bürgertum übergreifende, keineswegs spezifisch bürgerliche und auch nicht auf die gentry beschränkte Erscheinung⁹. Auch mit »Industrialisierung« hat das nach dem heutigen Kenntnisstand nichts zu tun. Häuslich-intime Bindungen und wirtschaftliches Erhaltungs- und Gewinnstreben müssen als commitments verschiedener Art begriffen, müssen verschiedenen semantischen Codes zugeordnet werden; und das ist schon vor dem Ingangkommen der Industrialisierung entschieden.

Die zunächst in England¹⁰ sich durchsetzende Forderung eines in-

8 So z. B. in der berühmten Reformschrift The Doctrine and Discipline of Divorce, zit. nach dem Abdruck der 2. Aufl. in: The Prose Works of John Milton (ed. J. A. St. John) Bd. 3, London o.J., z. B. S. 177, 194 u. ö. Siehe auch Johnson a.a.O. 1970, insb. S. 121 ff.

9 Das zeigt gerade für den Hochadel Trumbach a.a.O.

10 und den englischen Kolonien, wird man im Blick auf die späteren USA hinzufügen müssen. Vgl. für den Zeitraum 1741-1794 Herman R. Lantz et al., Pre-industrial Patterns in the Colonial Family in America: A Content Analysis of Colonial Magazines, American Sociological Review 33 (1968), S. 413-426. Zum Verhältnis zur Industrialisierung stellen die Autoren fest: »it may well be that industrialization facilitated the development of a romantic love complex already in existence«.

tim-persönlichen Familienlebens verbindet sich mit einem neuartigen moralischen Sentimentalismus. In beiden Hinsichten ist die Ablehnung der strukturellen Unterordnung der Frau, die Ablehnung auch des Copierens der politischen Hierarchie innerhalb der Familie die themenerzeugende Differenz. Die stärkere *strukturelle Differenzierung* von Familie und politischer Herrschaft erzeugt mithin ihrerseits die *semantische Differenz*, die die Evolution des Codes für Intimbeziehungen vorantreibt. Jedenfalls ist das der institutionelle Hintergrund, vor dem allein die Intensität und der literarische Erfolg der neuen Semantik des Gefühls zu verstehen ist. Das Individuum setzt sich damit noch nicht voll durch. Man mag ihm konzederen, daß es sein Lieben genießen, seine Gefühle äußern, sein Glück suchen und finden will – und all dies im anderen; aber auf dieses Prinzip Institutionen wie Ehe, Familie, Erziehung zu gründen, das ist eine andere Sache¹¹.

Eine andere Hürde liegt in der Auffassung der individuellen Personalität selbst. Obwohl die Literatur zu Themen der Liebe und Freundschaft bereits am Anfang des 18. Jahrhunderts betont, daß es Individuen sind, die in solchen Beziehungen ihr Glück suchen, ist damit zunächst nicht viel mehr gemeint als die Negation der ständischen Kondition als relevanter Gesichtspunkt. Individuum ist man insofern, als es in Beziehungen sozialer Intimität nicht darauf ankommt, ob man Adelige oder Bürger ist. Die nur in höheren Schichten praktizierte Galanterie tritt zurück und ebenso die Terminologie, mit der man als Voraussetzung für Freundschaft und Liebe schichtspezifische Attribute markiert hatte. An die Stelle von honnêteté tritt Redlichkeit. Aber die Charakterisierungen bleiben

11 Es lohnt sich, hierzu den Anfang des »Vicar of Wakefield« (1766) zu zitieren: »I was ever of opinion that the honest man who married, and brought up a large family, did more service than he who continued single, and only talked of population. From this motive, I had scarce taken orders a year, before I began to think seriously of matrimony, and chose my wife, as she did her wedding-gown, not for a fine glossy surface, but such qualities as would wear well. . . . However, we loved each other tenderly, and our fondness increased as we grew old.« (Oliver Goldsmith, *The Vicar of Wakefield*, zit. nach der Ausgabe Bielefeld-Leipzig 1919, S. 2). Ältere Belege bei Morgan a.a.O. (1966), S. 29 ff. Vgl. aber auch Trumbach a.a.O. passim zum Zunehmen von Liebesheiraten im englischen Hochadel um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Zur Vermutung, daß gegen Ende des 18. Jahrhunderts auch die Eheschließung selbst mehr oder weniger freigegeben wird, vgl. auch Daniel S. Smith, *Parental Power and Marriage Patterns: An Analysis of Historical Trends in Hingham Massachusetts*, *Journal of Marriage and the Family* 35 (1973), S. 419-428.

allgemein. Auch die Leichtigkeit, mit der man sich brieflich Freunde sucht, und das Tempo, mit dem sich innigste Freundschaften entwickeln, bezeugen, daß persönliche Merkmale keine allzu große Rolle spielen. Man baut die Freundschaft nicht auf Eigenarten, die nur mit diesem einen Freund verbunden sind und ihn von allen anderen unterscheiden.

Erst im Laufe des Jahrhunderts wird der semantische Leerraum, den diese von ständischen Bindungen nur abstrahierende Vorstellung des Individuums bereithält, inhaltlich angereichert und ausgefüllt. Erst allmählich wachsen Einsichten in die prägenden Einflüsse von Umwelt, Milieu, Erziehung, Reisen, Freundschaften nach, und erst am Ende des Jahrhunderts (und eigentlich nur in der deutschen Philosophie) werden jene Radikalformeln gefunden, die die Welthaftigkeit des Ich und die Subjektivität der Weltentwürfe behaupten¹². Erst in dieser philosophischen Anthropologie und der durch sie beeinflussten romantischen Literatur wird die *Konkretheit* und *Einzigartigkeit* des Individuums zum *universalistischen* Prinzip erklärt. *Zwei Seelen sind ihr zwei Welten*. Zu ähnlichen Formulierungen findet auch Madame de Staël; auch ihr erscheint Liebe als Steigerung *aller* Relevanzen durch Bezug auf *einen* anderen Menschen¹³. Die zeitgenössische deutsche Romantik geht jedoch von Relationierung der Welt *auf* einen anderen zur Aufwertung der

12 Vgl. z. B. Wilhelm von Humboldt, *Theorie der Bildung*, in: *Werke* Bd. 1, Darmstadt 2. Aufl. 1960, S. 234-240. Eine weniger überzeugende Variante dieser Individualität idealisierenden Anthropologie besagt nur, daß die Menschheit erst durch Individualisierung aller Menschen zu je besonderer Eigentümlichkeit ihre reichste Entfaltung finde – z. B. Friedrich D. E. Schleiermacher, *Monologen* 1800 11 (Prüfungen), in *Werke* Bd. 4, Leipzig 1911, S. 420; siehe dann aber auch den Monolog »Weltansicht«. Vgl. hierzu und speziell zum Unterschied deutscher und westeuropäischer Auffassungen von Individualität ferner Louis Dumont, *Religion, Politics, and Society in the Individualistic Universe*, *Proceedings of the Royal Anthropological Institute* 1970, S. 31-41; Lilian R. Furst, *Romanticism in Perspective*, London 1969, S. 53 ff.

13 Vgl. Anne Louise Germaine de Staël, *De l'influence des passions sur le bonheur des individus et des nations*, 1796, zit. nach *Œuvres complètes* Bd. III, Paris 1820, S. 115 ff.: »l'universentier est lui sous des formes différentes; le printemps, la nature, le ciel, ce sont les lieux qu'il a parcourus; les plaisirs du monde, c'est ce qu'il a dit; ce qui lui a plu, les amusemens qu'il a partagés; ces propres succès à soi-même, c'est la louange qu'il a entendue . . .« (115). Das Zitat belegt, daß die Welt *in Beziehung auf* einen anderen gewertet wird, aber nicht (oder jedenfalls noch nicht deutlich) als dessen subjektiver, das Normale verzerrender oder doch besonders einfärbender *Weltentwurf*: Liebe heißt hier noch nicht: daß man zusammen aus der Normalwelt aus- und in eine Privatwelt eintritt.

Welt *durch* einen anderen über¹⁴. Auf das psychologische Raffinement, das nur die Personen selbst und ihre Behandlung betraf, folgt jetzt eine Art subjektive Welterschließung. Die Welt der Objekte, die Natur wird Resonanzboden der Liebe. Vergleicht man Romane aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts mit denen aus dem 19. Jahrhundert, so tritt der Dialog der Liebenden zurück; er wird ergänzt oder nahezu ersetzt durch die Verzauberung der Objekte, an denen in bezug auf den anderen die Liebenden ihre Liebe erfahren¹⁵. Wenn Liebe derart von ihrem eigenen Erfahrungsraum lebt, dem die Liebenden – und das eben *ist* Liebe – sich ausliefern, wird es dann kaum mehr möglich sein, hier eine Theorie des Staates oder eine Theorie der Wirtschaft anzuschließen; aber das Konzept entspricht genau dem, was als Liebe, als vorbehaltloses Eingehen auf die *Einzigartigkeit* der Welt (und nicht nur: der Eigenschaften) des anderen zu erwarten ist.

Damit wird der Themenbereich, der mit Liebe assoziiert werden kann, erweitert und zugleich auf ein zentrales Prinzip gebracht. Die Liebe ist nicht mehr allein auf ein Herausstellen der körperlichen und moralischen Qualitäten angewiesen. Anything goes – wengleich die bürgerliche Literatur eine Schwarzbrot-Semantik¹⁶, Häuslichkeit, Garten usw. bevorzugt. Die Veränderung liegt nicht allein in den Situationen, Bildern, Gelegenheiten, die Liebe beobachtbar und beschreibbar werden lassen; sie liegt in deren Ausweitung und Reduktion. Die Komplikationen, die man sich eingehandelt hatte, als man Liebe in sozialer Reflexivität zu begreifen begann, müssen jetzt noch einmal überboten werden. Erst damit kommt man zur Romantik. Deren Liebessemantik bezieht sich auf eine Beziehung von individuellem Subjekt und Welt.

¹⁴ Sehr klar findet man diesen Fortschritt in Schlegels Lucinde formuliert: »Sie (die Franzosen) finden das Universum einer in dem anderen, weil sie den Sinn für alles andere verlieren. Nicht so wir. Alles, was wir sonst liebten, lieben wir nun noch wärmer. Der Sinn für die Welt ist uns erst recht aufgegangen.« (Friedrich Schlegel, Lucinde, Berlin 1799, zit. nach der Reclam-Ausgabe Stuttgart 1975, S. 89). Wenn die Liebe so im Weltaufbau eingesetzt ist, kann man ihr dann auch Dauer zumuten; sie scheitert jedenfalls nicht am Widerspruch von Tatsachen oder Interessen, von denen sie unvernünftigerweise abstrahiert hatte.

¹⁵ So ist für »Kristallisation« der Liebe bei Stendhal Kommunikation kaum noch nötig, und, wenn sie kommt, kann sie das Gebilde zerstören, weil sie das »nein« ermöglicht. Siehe den theoriekräftigen Kleinroman »Ernestine ou la naissance de l'amour«, zit. nach dem Abdruck in: De l'amour à.a.O. (1959), S. 352-378.

¹⁶ Noch einmal sei an die Leiden des jungen Werther erinnert, Brief vom 16. Junius.

Was daran neu ist, erkennt man am besten bei einem Vergleich mit dem Individuationsprinzip der Leibnizschen Philosophie¹⁷. Auch Leibniz bestimmt bereits Individualität durch Weltkorrespondenz, die Korrespondenz wird aber auf Repräsentativität in der *Sachdimension* bezogen (Metapher: Spiegel). Erst im Laufe des 18. Jahrhunderts kommen – darf man sagen: auf Grund von Erfahrungen mit dem neuen Individualitätsprinzip? – *Zeitdimension* und vor allem *Sozialdimension* hinzu. Der Einfluß von Leibniz auf diese Entwicklung wird schwer zu bestimmen sein; jedenfalls füllt sich allmählich das, was als Welt Individualität konstituiert und als Individualität Welt, mit historischen und sozialpraktischen Bezügen, und erst diese Trias von Verweisungsdimensionen bringt die personale Individualität in ihrer welthaften Einzigartigkeit heraus. Zugleich tritt erst dadurch neben Erziehung und Geselligkeit Liebe in Funktion: Die zeitliche Entwicklung sachlicher Einzigartigkeit eines Weltstandpunktes erfordert Einwirkung von Menschen auf Menschen und nimmt diese Einwirkung in sich auf.

Neu ist vor allem aber ein Moment, das an der Semantik von Liebe und Individualität nicht so leicht erkennbar ist, nämlich die *Funktion*, für die individuelle Einzigartigkeit in Anspruch genommen wird. Sie dient im Kontext von Liebe als Entropie aufhaltende, dem Zerfall entgegenwirkende Orientierung. Um das herauszubringen, greifen wir nochmals auf die in Kapitel 3 vorgestellten attributions-theoretischen Überlegungen zurück. Man sucht im Sicheinlassen auf Intimbeziehungen (und dies besonders bei sexuell fundierter Intimität) Gewisheiten, die über den Moment hinausreichen, und man findet sie letztlich in der Art, wie der Partner sich mit sich selbst identisch weiß: in seiner Subjektivität. Die Subjektivität trägt über den Moment hinaus, weil sie auch jeder Änderung des eigenen Wesens zu Grunde liegt. So kann die Person des anderen, und nur sie, in ihrer dynamischen Stabilität der Liebe Dauer verleihen, und dies speziell dann, wenn sie als Subjekt/Welt-Verhältnis begriffen ist, also allen Wandel schon vorweg in sich einschließt. Die Momenthaftigkeit aller erfüllten Intimität war in ihrer Fatalität bewußt – man konnte es bei John Donne oder bei Bussy Rabutin, bei Claude Crébillon und schließlich bei Stendhal nachlesen. Die Sub-

¹⁷ Vgl. hierzu für den Parallelbereich der Theorie der Bildung auch Clemens Menze, Leibniz und die neuhumanistische Theorie der Bildung des Menschen, Opladen 1980.

jektformel mit der Unumgänglichkeit eines alle Variationen begleitenden Ichs bietet eine darauf bezogene, dem gewachsene Antwort.

Sie schließt freilich den Wandel nicht aus, sondern ein. Auch unzuverlässig Liebende sind, und wer wüßte das besser als die Romantiker, Subjekte. Es kommt also, wie in aller Praxis, die sich am transzendentalphilosophischen Subjekt orientiert¹⁸, darauf an, das Subjekt herunterzubringen auf die Ebene alltagsfähiger Operationen und es im Gebrauch zu testen. Man muß es im Verhalten beobachten und sehen, was man ihm an stabilen Haltungen zurechnen kann.

Solche Anforderungen müssen die Semantik der Intimität berühren und ändern. Je individueller das Persönliche gedacht wird, desto unwahrscheinlicher wird es auch, daß man Partner *mit erwarteten Eigenschaften* trifft. Die Anleitung und Begründung der Partnerwahl kann sich dann nicht mehr auf solche Eigenschaften stützen; sie wird in die Symbole des Kommunikationsmediums, in die Reflexivität der Liebe und in die Entwicklungsgeschichte eines Sozialsystems intimer Bindung verlagert.

Die evolutionären Bedingungen für eine solche Weiterentwicklung des Kommunikationsmediums Liebe und für die vorläufig abschließende Formgebung der Romantik kommen nicht in Frankreich, sondern in Deutschland zusammen, und zwar im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts. Die hier noch fortlebende, nur leicht modifizierte alteuropäische Begrifflichkeit, orientiert vor allem an der Grunddifferenz von sinnlicher und nichtsinlicher Liebe, wird englischen und französischen Importen ausgesetzt: der Sentimentalität (Richardson), dem unentschiedenen Oszillieren Rousseaus zwischen Liebe und Freundschaft, dem vom Galanten ins Frivole degenerierenden, gleichwohl aber in der Beobachtung genauen Roman. Mystik und Aufklärung leben zusammen. Die Ablehnung der aufs Tierische zurückgeführten Sexualität sieht sich durch Sturm und Drang zerfetzt. Die Empfindsamkeit wird auf pietistischem Boden ins gründlich Selbstquälerische gesteigert, während man zugleich

18 Zu analogen Problemen im Bereich der Rechtspraxis und der Erziehungspraxis vgl. Niklas Luhmann, *Subjektive Rechte: Zum Umbau des Rechtsbewußtseins für die moderne Gesellschaft* in ders., *Gesellschaftsstruktur und Semantik* Bd. 2, Frankfurt 1981, S. 45-104 (64 ff.) und ders., *Theoriesubstitution in der Erziehungswissenschaft: Von der Philanthropie zum Neuhumanismus*, ebda. S. 105-194.

der Sexualität ihr Recht zugestehen und die Ehen (mit Rousseau) als Freundschaften retten will. Gegen Ende des Jahrhunderts wird es zudem obligatorisch, zur kantischen Philosophie bejahend oder ablehnend Stellung zu nehmen. Man hat insgesamt den Eindruck, daß die Unterschiede von Autor zu Autor in dieser Zeit größer sind als die Unterschiede zwischen den historischen Epochen. Keine Leitdifferenz kann sich durchsetzen – weder sinnlich/nichtsinlich, noch plaisir/amour, noch Liebe/Freundschaft. Sie gelten alle, und das durchgehende Resultat ist zunächst nur eine Steigerung des Selbstwertgefühls der (lesenden) Frauen. Die Schnittlinien überschneiden sich, die Kontraste verlieren ihre eindeutigen Konturen. Wie nie zuvor (und der Kontrast zur Entstehungszeit des amour passion im 17. Jahrhundert fällt besonders auf) gelangt Persönliches in die Dichtung, und Dichtung wird auf Persönliches zurückinterpretiert¹⁹. Die Semantik der Intimität wirkt vorübergehend wie ein strukturiertes Chaos, wie eine gärende, sich selbst anheizende Masse, die jeden zu eigenen Schlüssen anregt und damit der Individualisierung über die bloße Selbstpräsenz im Gefühl hinaus weiteren Vorschub leistet. Manche Schriftsteller halten, in der Literatur wie in ihrem Leben, aus semantischen Gründen zwei Frauen für erforderlich, um die Möglichkeiten der Liebe auszuschöpfen. Andere verwenden erkennbare Details aus ihrem Leben²⁰. All dies löst auf vielfältigste Weise Variationen aus, die erst im romantischen Konzept für Liebe wieder zu deutlich greifbaren Resultaten gerinnen.

Die Neuerung ist nicht zureichend begriffen, wenn man nach Veränderung der Einstellung zu gegebenen Themen fragt. Sie zielt auf Neufundierung der Liebe, die dann auch Überliefertes wie neu erscheinen läßt. Über die Kriterien des Romantischen ist man sich nicht einig: Ist es die Intention auf (nicht mehr zu realisierende) Synthese, ist es die Behauptung der Einheit von Subjekt und Welt,

19 »Lotte in Weimar« ist eine späte Thematisierung der daraus resultierenden Probleme. Ein anderer Fall ist Schlegels »Lucinde«. Vgl. auch Alfred Schier, *Die Liebe in der Frühromantik mit besonderer Berücksichtigung des Romans*, Marburg 1913, S. 58 ff.

20 Der Zusammenhang von Literaturproduktion und Eheproblemen in dieser Zeit wird gut herausgearbeitet von Kluckhohn a.a.O., S. 176 ff. Für eine englische Parallele, das Ehepaar Griffith, das seinen Briefwechsel publiziert und danach daran für Publikation weiterschreibt, vgl. Joyce M. S. Tomkins, *The Polite Marriage*, Cambridge Mass. 1938, Neudruck Freeport N.Y. 1969.

ist es das Abweichen von der Normalität, die all dies ermöglicht? Im Bereich der Liebessemantik fällt vor allem auf, daß die alte Differenz in der Formentypik der Semantik, der Unterschied von Idealisierung und Paradoxierung, in einer neuen Einheit aufgeht. Die Liebe selbst ist ideal und paradox, sofern sie die Einheit einer Zweierheit zu sein beansprucht. Es gilt, in der Selbsthingabe das Selbst zu bewahren und zu steigern, die Liebe voll und zugleich reflektiert, ekstatisch und zugleich ironisch zu vollziehen.

In all dem setzt sich eine neuartige, typisch romantische²¹ Paradoxie durch: die Erfahrung der *Steigerung* des Sehens, Erlebens, Genießens *durch Distanz*. Der Abstand ermöglicht jene Einheit von Selbstreflexion und Engagement, die im unmittelbaren Genuß verlorengehen würde. So wird der Akzent von der Erfüllung in die Hoffnung, in die Sehnsucht, in die Ferne verlagert, und man muß den Fortschritt im Prozeß des Liebens dann ebenso suchen wie fürchten.

Offensichtlich können es nun nicht mehr schichtspezifische Attribute oder Tugenden sein, die behauptet und mit Liebe honoriert werden. Es geht um das in der eigenen Welt Individuum-Sein. Dabei bleibt die Asymmetrie der Geschlechter erhalten als Asymmetrie der Stellung zu diesem Problem. Der Mann liebt das Lieben, die Frau liebt den Mann; sie liebt dadurch einerseits tiefer und ursprünglicher, andererseits auch gebundener und weniger reflektiert. Was die Romantik als Einheit postuliert, bleibt damit Erfahrung des Mannes, obwohl und gerade weil die Frau die primär Liebende ist und ihm das Lieben ermöglicht. Die *Sozialität* des Liebens wird somit als *Steigerung der Chance zur selbstbewußten Selbstbildung* begriffen – was zu einer definitiven Absage an das Konzept der Selbstliebe führt²².

Eine erste Konsequenz ist die volle Einbeziehung der Sexualität und

21 So jedenfalls Lascelle Abercrombie, *Romanticism*, 2. Druck London 1927.

22 Man vergleiche damit das formal doch so ähnliche Argument von Francis Hutcheson: Man müsse die *Natürlichkeit* der »kind and generous affections« anerkennen (statt sie auf Selbstliebe zurückzuführen), weil nur so »improvement« zu erreichen sei. Siehe: *An Essay on the Nature and Conduct of the Passions and Affections*, London 1728, besonders das Preface. Dies Argument kann noch in Parallele zur Naturwissenschaft Bacons gedacht sein: Man müsse die Natur richtig erkennen, um die Lage der Menschheit verbessern zu können. Ein Argument, das sich der Selbstreferenz bedient, um sie als Selbstliebe ablehnen zu können, benutzt dagegen eine Struktur, die sich (vermeintlich) in der Natur nicht findet.

das Miterlauben all dessen, was vorher unter der Alternative von frivoler Liebschaft und trockener Ehe nicht zu seinem Recht gekommen war. Es geht, was Sexualität betrifft, jetzt um mehr als nur um das fragwürdige Bemühen, das Tier im Menschen doch noch zur Anerkennung zu bringen²³; und was Ehe betrifft, um mehr als nur um verständnisvollen Konsens in der Erfüllung der Rollenpflichten. Ehe ist Liebe und Liebe ist Ehe – so zumindest nach dem »Naturrecht« Fichtes²⁴. Die meisten Ehen sind dann zwar nur Eheversuche, aber man weiß wenigstens, auf was es ankommt. Die Fehlentwicklung der Liebessemantik ins Leichte und Frivole wird aufgegeben, und ebenso überflüssig wird es, der Liebe eine höherwertigere, weil beständigere Freundschaft überzuordnen.

All dies fügt sich ein in die generelle Verabschiedung der alteuropäischen Semantik, die man um 1800 beobachten kann. Auch in anderen Hinsichten wird der Mensch jetzt nicht mehr durch seine Differenz zum Tier bestimmt. Sein höchstes Vermögen zum Beispiel ist nicht mehr die Fähigkeit, Universalien zu erkennen, sondern die Fähigkeit zur selbstreferentiellen Konstitution eines Weltverhältnisses²⁵. Dieses Vermögen individualisiert ihn als Subjekt in Differenz zur Welt – und nicht mehr als Sondergattungswesen Mensch in Differenz zum Gattungswesen Tier. Im Rahmen dieser allgemeinen Umdisposition der Humansemantik ergeben sich auch für das Thema Liebe neue Konnotationen und neue Formulierungsmittel. Wenn es in der Liebe ganz einfach um den Menschen als Individuum geht, wird damit auch das Verständnis der *sozialen Reflexivität* (und nicht nur: der individuellen Reflektiertheit des Empfindens) tiefer gelegt: Soziale Reflexivität wird – jedenfalls auf der Ebene zwischenmenschlicher Interpenetration – konstitutive Be-

23 Siehe nur die merkwürdige Auffassung Kants: Im Geschlechtsverkehr mache der Mensch sich selbst und den anderen zur Sache; nur in der Ehe sei die wechselseitige Behandlung als Person garantiert (Rechtslehre 1. Theil, 2. Hauptstück § 25). Vgl. auch die Kritik bei Johann C. F. Meister, *Lehrbuch des Natur-Rechts*, Züllichau – Freistadt 1808, S. 398 ff.

24 Siehe die »Deduktion der Ehe« als ihr eigener Zweck, in: *Grundlage des Naturrechts* (1796), zit. nach Werke Bd. 2, Darmstadt 1962, S. 308 ff.

25 Im übrigen kann von hier aus dann der gesamte philanthropische Humanismus der Tradition als tierisch, als »brutal« abgewertet werden – was zugleich belegt, daß die Differenz Mensch/Tier nicht mehr funktioniert. Siehe dazu Material aus dem Bereich der neuen Pädagogik bei Rudolf Joerden (Hrsg.), *Dokumente des Neuhumanismus* Bd. I, Weinheim 1962.

dingung der »Bildung« individueller Selbstreflexion und umgekehrt.

Die historischen und theoretischen Grundlagen für ein Verständnis dieser Entwicklung hatten wir oben (S. 135 f.) skizziert. Im Zuge der Ausdehnung und Universalisierung des Mediums Liebe müssen Anlehnungen an vorgegebene Eigenschaften aufgegeben, und Liebe muß auf ihre eigene Faktizität gegründet werden. Zunächst wird schärfer herausformuliert, daß der Liebende sich in der Orientierung am anderen immer auch auf sich selbst bezieht: Er will im Glück des anderen sein eigenes Glück finden²⁶. Das wird zunächst in allgemein gehaltenen, individuell ausfüllungsbedürftigen Begriffen wie Glück, voluptas/taedium festgehalten. Selbstreferenz der Subjekte ist aber noch nicht Reflexivität des Prozesses. Um die Mitte des Jahrhunderts bildet dann aber das Hervorheben der Empfindsamkeit eine Brücke zur Reflexivität – schon deshalb, weil damit das Dynamische des Subjektiven betont und auch in dieser Hinsicht kein Unterschied zwischen den Geschlechtern formuliert wird: *Beide* haben empfindsam zu sein. Die Selbststeigerung der eigenen Empfindsamkeit läßt es schließlich aber als zweifelhaft erscheinen, ob und wie man im Innersten für den anderen da ist. Außerdem fällt der Verzicht auf Liebe begründende Eigenschaften wie Reichtum, Jugend, Schönheit, Tugend offensichtlich schwer und braucht einen Rückhalt am Eigenrecht der Individualität²⁷. So lange es auf Eigenschaften ankommt, kann man schon vom Hörensagen lieben. Der Abbau dieser Voraussetzungen erst stellt den Prozeß auf sich selbst. Das Lieben vom Hörensagen wird ersetzt durch das Lieben des Liebenden, das sich sein Objekt sucht und in der Gegenliebe soziale Reflexivität aufbaut. Reflexivität des Liebenden ist also mehr als ein einfaches Mitfungieren des Ichbewußtseins in der Liebe, mehr auch als das bloße Bewußtsein der Tatsache, daß man liebt und geliebt wird. Auch das Mitwirken von Intelligenz in der Liebe und die entsprechende Verfeinerung, die man in Frankreich

26 »Qui alterum amat, is eundem considerat tanquam seipsum«, heißt es bei Christian Wolff, *Psychologia empirica Methodo scientifica pertractata*, Frankfurt – Leipzig 1738, Nachdruck Hildesheim 1968, § 659.

27 Einen für den Übergang charakteristischen Beleg findet man in Lessings *Minna von Barnhelm* (1765) II,7: »Müssen wir denn schön sein? – Aber, daß wir uns schön glauben, war vielleicht notwendig. – Nein, wenn ich ihm, ihm nur schön bin!«. Um so mehr kommt es hier dann aber noch auf Tugend als Grund für Liebe an. Sie wird erst zuletzt geopfert.

als *délicatesse* rühmt, trifft den Sachverhalt nicht. Auf all das kann man verzichten²⁸, wenn man zur Reflexivität der Liebe gefunden hat. Dazu gehört, daß ein entsprechendes Gefühl gefühlsmäßig bejaht und gesucht wird; daß man sich als Liebenden und Geliebten liebt und auch den anderen als Liebenden und Geliebten liebt, also sein Gefühl genau auf diese Koinzidenz der Gefühle bezieht. Die Liebe richtet sich auf ein Ich und ein Du, *sofern* sie beide in der Beziehung der Liebe stehen, das heißt eine solche Beziehung sich wechselseitig ermöglichen – und nicht, weil sie gut sind, oder schön sind, oder edel sind, oder reich sind.

Reflexivität des Liebenden ist, abstrakt gesehen, eine Möglichkeit für alle Talente und alle Situationen – keineswegs eine esoterische Angelegenheit, die nur wenigen großen Liebenden oder Verführungsspezialisten vorbehalten bleibt. Sie erfordert nicht unbedingt die Schwerarbeit der Passion. Sie kann, braucht aber nicht auf eine Verstärkung des Gefühls hinauszulaufen. Was sie verstärkt, ist, für die Romantik zumindest, die Genußfähigkeit des Gefühls und auch die Möglichkeit, am Gefühl zu leiden. »Liebe um Liebe«²⁹ wird zur Existenzformel, und ihr eindrucksvollster Prophet ist Jean Paul³⁰.

Dennoch kommt es in der Romantik noch nicht zu der an sich denkbaren »Demokratisierung« der Liebe im Sinne einer für alle gleichermaßen bereitgehaltenen Möglichkeit. Die Form, in der die Semantik zelebriert wird: die Einheit von Idealisierung und Paradoxierung, blockiert das, was möglich wäre. Mit »romantischer Ironie« zu lieben, das ist nicht für Arbeiter oder Dienstmädchen gedacht. Ohne schichtspezifisch ausgeflaggt zu sein, ist der Universalismus der romantischen Liebe (wie der bürgerliche Universalis-

28 »Verzichten« ist vielleicht etwas stark formuliert. Speziell Friedrich Schlegel hat eine Terminologie (Ironie, Scherz, Besonnenheit) für das Mitfungieren der Selbstreferenz bei höchster Lust der Vereinigung. Aber die Terminologie markiert in ihrer Differenz zu traditionellen Ansprüchen an Rationalität zugleich die Einordnung, wenn nicht Unterordnung dieses Moments in einem höheren Ganzen.

29 wohl zuerst, aber noch nichts besagend, bei Christoph Martin Wieland, *Gandalin oder Liebe um Liebe*, zit. nach Wieland's Werke, 4. Theil, Berlin o. J., S. 149-231.

30 Siehe *Levana* § 121, zit. nach *Sämtliche Werke* Abt. I, Bd. 12, Weimar 1937, S. 341. Vgl. auch: »Alle *Liebe* liebt nur *Liebe*, sie ist ihr eigener Gegenstand, in: Es gibt weder eine eigennützige Liebe noch eine Selbstliebe, sondern nur eigennützige Handlungen, *Sämtliche Werke* a.a.O. Abt. I, Bd. 5, Weimar 1930, S. 208-213 (209).

mus Europas überhaupt) in den vorausgesetzten Einstellungen eine hochselektive Idee.

Dem Gewinn an reflexiv begründeter Autonomie im voraussetzungslosen Lieben des Liebenden entspricht eine neue Art von Differenzbewußtsein. Das Lieben des Liebenden kann nicht bloßer *amicitiae*, kann nicht bloßes Lieben der Liebe des anderen sein; und es kann ebensowenig auf einfaches Lieben zusammengezogen werden. Auch die Spannung von kapriziösen und vernünftigen Elementen, die das klassische Modell ausgehalten hatte, verschwindet in der Romantik. Nach Einüben der Reflexivität im Lieben liegt der Umschlag des höchsten Gefühls in Ekel nahe. Man wird die innere Relationierung nicht wieder los. Man erlebt, daß das Fühlen dem gefühlten Gefühl nicht voll entspricht. Die Spontaneität ist gebrochen, das unmittelbare Gefühl wird als vordergründig fühlbar, beide Gefühlsebenen beginnen in ihrer Zeitlage zu differieren. Der Liebe Liebende bewundert sich, wundert sich, ärgert sich über sich selbst als Liebenden – über die Art etwa, wie er im Einklang mit dem Partner Gesten ansetzt, Techniken nicht beherrscht, seinen Körper an den anderen heranmanövriert – und befleckt wird. Die Problematik ist mit der romantischen Ironie nicht mehr zu bewältigen; sie liegt erst recht nicht mehr in der denkenden Reflexion auf das eigene Interesse an der Liebe; sie hat sich verlagert ins Identischbleiben des Ich, das Gefühle zu fühlen, Liebe zu lieben hat, und diese Identität kann für beide Seiten und für jeden im anderen zur Differenz werden – mit der Folge, daß freigegeben ist, was man dann anschließend fühlt.

Ein ganz ähnliches Problem romantischer Ambiguität kann man erkennen, wenn man statt auf soziale Reflexivität auf Zeit abstellt. Wir können uns hier an Stendhal halten, und zwar an das Kapitel XXXII *De l'intimité* in *De l'amour* (1822)³¹. Die Abhängigkeit von Rousseau liegt auf der Hand. Intimität ist der Begriff für die Verschmelzung des Glücks zweier Liebender, die darin besteht, daß das Glück für beide in genau den gleichen Handlungen liegt. Dies ist nur möglich, wenn die Zeit ausgeschaltet wird, wenn jeder dem folgt, was der Moment ihm eingibt. Jeder Versuch, Wissen und Erinnerung heranzuziehen, lähmt das Erleben³². Jedes Vorbedenken, jedes Ausführen von Handlungen, die man sich vorher über-

³¹ Wir zitieren nach der Ausgabe von Henri Martineau, Paris 1959, S. 95 ff.

³² »car rien ne paralyse l'imagination comme l'appel à la mémoire«, a.a.O., S. 36.

legt hatte, muß vermieden werden, denn das macht für den Moment unempfindlich³³. Der *art d'aimer* reduziert sich auf dieses Gesetz (und hebt sich damit selbst auf). Es gibt keinen Willen, der das Handeln bestimmen könnte, und keine Transparenz. (*candeur*)³⁴. »On est ce qu'on peut, mais on sent ce qu'on est«³⁵. Das heißt jetzt, unter Abstreifen aller moralischen Implikationen, *sensibilité*. Bedenkt man, daß genau dies der Gesichtspunkt war, unter dem die Tradition die Passion kritisiert hatte, weil sie den Menschen dem Moment ausliefere wie ein Tier, wird die Umkehrung deutlich. Zugleich wird der Zeitbezug tiefer gelegt als mit einer bloßen Thematisierung der Inkonstanz und des typischen Zeitablaufs einer Liebesgeschichte. Das Versinken im unbegrenzten Moment ist jetzt die Bedingung dafür, daß man sich selbst im selbstreferentiellen Bezug der Liebe erlebt. Alles, was man zu sein, zu bleiben, was man durchzuhalten sucht, erstarrt zur hölzernen Hand, mit der man nicht lieben kann; oder dann zur Eitelkeit, die den *amour passion* durch den *amour de vanité* ersetzt. Auch hier ist das Scheitern in der Unmöglichkeit zeitloser Existenz zwingend angelegt – bis hin zur Unmöglichkeit, sich zu erinnern, da man sich nur an reproduzierbare Texte erinnern kann. Und am Ende führt der Roman des 19. Jahrhunderts zur Umbesetzung der Stelle, von der aus Liebe reflektiert werden kann: An die Stelle des *amour passion* tritt der *amour de vanité* – überlegen dadurch, daß er nicht nur alle anderen *plaisirs*, sondern auch noch sich selbst negieren muß.

Was erreicht wird, ist nach all dem eine eigentümliche Kombination von zirkulärer Geschlossenheit und Offenheit für alles, was die Liebe anreichern kann. Gerade daß für die Liebe nur die Liebe zählt, heißt zwar, daß sie eine Welt für sich konstituiert – aber eben auch: für sich eine Welt. Es geht dabei um mehr als um wechselsei-

³³ »Il vaut mieux se taire que de dire hors de temps des choses trop tendres; ce qui était placé, il y a dix secondes, ne l'est plus du tout, et fait tache en ce moment. Toutes les fois que je manquais à cette règle, et que je disais une chose qui m'était venue trois minutes auparavant, et que je trouvais jolie, Léonore ne manquais pas de me battre« (a.a.O., S. 97).

³⁴ Gerade Transparenz erscheint nun als unvereinbar mit momenthafter Selbstreferenz, denn sie gibt das Selbst nur mehr als Gegenstand eigener Beobachtung, wie einen vorher (!) formulierten Text, zu dessen Ursprung man nie wieder zurückgelangt. »Donc il ne faut pas prétendre à la candeur, cette qualité d'une âme qui ne fait aucun retour sur elle-même« (a.a.O., S. 99).

³⁵ A.a.O., S. 99.

tige Anpassung, um mehr auch als um wechselseitige Beglückung, die ja an der Erschöpfung der Bedürfnisse und an Gewöhnung rasch vergehen müßte; es geht um Konstitution einer gemeinsamen Sonderwelt, in der die Liebe sich immer neu informiert, indem sie das, was etwas für den anderen bedeutet, ihrer Reproduktion zu Grunde legt. Nur so kann Liebe Ehe sein. Nur so gibt Liebe sich selbst Dauer.

Mag die selbstreferentielle Geschlossenheit nun mehr in sozialer oder mehr in zeitlicher Hinsicht, mehr als Problem der Individualisierung eines Weltstandpunktes oder mehr als Problem des sensiblen Einklangs ohne Zeitbindung verfolgt werden: im Akzeptieren solcher Selbstreferenz des Liebenden dürfte die wichtigste Fortentwicklung des Mediums Liebe in der Romantik liegen. Das ermöglicht es, die Paradoxien, die als gegensätzliche Beschreibungen oder Vorschriften Bestandteile des Code amour passion gewesen waren, nun *in die Liebe selbst einzubauen* – etwa im Sinne von durchgeistigter Sinnlichkeit, ironischer Erotik, Rollentausch auf der Basis von Liebe als Form ihrer Steigerung etc. Das Problem, das so stilisiert wird, ist letztlich: das Identischbleiben beim Aufgehen im Anderen³⁶. Und Freundschaft ist dann genau umgekehrt: die Selbstverdoppelung durch Aufnahme des Anderen in sich selbst (das alte: zwei Seelen in einer Brust). In diese semantische Form gebracht, versucht das Konzept der romantischen Liebe über den amour passion hinauszugehen, und dies in zwei Hinsichten: durch Einbeziehung von grenzenlos steigerbarer Individualität und durch (damit von selbst garantierter) Aussicht auf Dauer, als Versöhnung mit Ehe. Die Liebe wird zum Grund der Ehe, die Ehe zum immer wieder neu Verdienen der Liebe³⁷. Dabei wird, speziell in der Romantik, die Übersteigerung immer miterlebt, ihre Problematik, ihre

36 Man vergleiche damit nochmals die Problematik der »soumission« im 17. Jahrhundert. War sie Annihilation und Wiedergeburt, so konnte der Mann seine Freiheit nur in der Verweigerung der Liebe (Cornilles La Place Royale, zit. nach Pierre Corneille, Œuvres complètes, Paris 1963, S. 149-167) oder typischer: im raschen Rückzug behaupten. War sie ein »galantes« Angebot, so lag die Freiheit im stillschweigenden Nichternstnehmen des Angebots, im Unterlaufen der Kommunikation auf der Basis aufrichtiger oder unaufrichtiger Liebe. Erst die Romantik wagt es, die Einheit des Freiseins-im-Anderen zu postulieren.

37 Vgl. z. B. Adam Müller, Von der Idee der Schönheit, Berlin 1809, insb. S. 146 ff., mit einer Kritik der Romanliteratur, in der entweder die Liebe oder der Roman mit der Ehe enden.

Gefährdung miterfahren – und fast kann man sagen: mitgenossen.

Eine der wichtigsten Konsequenzen ist: daß die *Differenz* von *auf-richtiger* und *unaufrichtiger* Liebe kollabiert und damit die strukturelle Voraussetzung für Informationsverarbeitung im klassischen Code des amour passion entfällt. Der Roman, der Liebe unter dieser Bedingung zu fassen sucht, ist Benjamin Constants »Adolphe«³⁸. Die Differenz von Lieben und Nichtmehrlieben entzieht sich der Kommunikation³⁹, weil die gesamte Kommunikation sozial voll durchreflektiert ist. Eben das macht aber Information unmöglich, weil das dazu nötige Differenzschema nicht zugemutet werden kann bzw. um der Liebe willen verschieden gehandhabt werden muß. Die Liebe selbst wird zum Gesichtspunkt des Scheiterns ihrer Codierung.

Sehr viel genereller ist für die romantische Zeitstimmung typisch, daß sie ohne objektive Kriterien auszukommen sucht. Damit entfällt die seit langem geläufige Polemik gegen falsche Devotion, vortäuschte Liebe, Heuchelei⁴⁰. Statt dessen wird die soziale Praxis autonom gesetzt. Sie wird sich so gut wie unvermeidlich zunächst an Äußerlichkeiten orientieren, wird Täuschung, wird fingierte Einstellungen benutzen, um sich selbst in Gang zu bringen; sie wird sich an sozialen Modellen, vor allem auch an literarischen Vorbildern ausrichten – aber all dies doch, um schließlich eigenes Leben zu ermöglichen, um die Eigenschaften zu finden, die das eigene Leben liebenswert machen. Die Literatur, die diesen Auffassungswandel begleitet, übernimmt dabei die Doppelfunktion, ihn zu vollziehen und zu entlarven⁴¹.

38 Erstaussage 1816, zit. nach Œuvres, éd. de la Pléiade, Paris 1957, S. 37-117.

39 Um genau zu sein und dem Roman gerecht zu werden, müßte man sagen: entzieht sich der aufrichtigen Kommunikation; denn eine Art »gestohlene« Kommunikation bleibt möglich und vermittelt schließlich die Erkenntnis der Realität.

40 Ein Text wie der folgende ist innerhalb der Romantik nicht mehr möglich. Im Kontext der modischen Kritik modischer Devotion, heißt es bei de Villiers a.a.O. (1695), S. 15: »Quand la Comtesse D. . . a commencé à visiter les pauvres et à entendre les sermons elle savoit bien dans son cœur qu'elle étoit une hypocrite, mais aujourd'hui elle se croit devote à force d'entendre les sermons et de visiter les pauvres, son cœur n'est pas mieux réglé; mais il est plus trompé«. Die Romantik wird die Möglichkeit, zwischen echt und unecht auf dem Boden wahrer Tatsachenfeststellungen zu unterscheiden, aufgeben, und sie wird der unecht begonnenen Praxis zutrauen, *echte* Gefühle nachzuentwickeln (nicht nur: *unechte* zu festigen).

41 René Girard, Mensonge romantique et vérité romanesque, Paris 1961, antwortet

Ferner hebt die selbstreferentielle Konstitution des Liebens die *Imagination* der Liebenden in sich auf. Daß der Liebende das Lächeln sieht und nicht die Zahnlücken, war immer schon beobachtet und zur Charakterisierung seiner Passion herangezogen worden. Jetzt geht es nicht mehr nur um Selektion und um imaginäre Ergänzung seiner Wahrnehmungen, sondern um Steigerung des Weltgefühls. Alles kann von hier aus neue Qualitäten erlangen, deren Wert gerade darin besteht, daß sie nur für die Liebenden gelten⁴².

Vor einem solchen Hintergrund erscheinen um 1800 dann auch tradierte Themen als neu. Sie verdanken ihren Schein der Neuheit der stärkeren reflexiven Isolierung des Liebens. Zum Beispiel hat man immer gewußt, daß die Liebe den Liebenden zur Enttäuschung geraten würde⁴³; Kater Murr erfährt es wie zum ersten Male⁴⁴. Die Technik der Paradoxierung wird beibehalten, die geläufigen Paradoxe werden durch neue Themen ergänzt. So nennt Stendhal Einsamkeit und Weltläufigkeit als Voraussetzungen der Liebe⁴⁵. Viele Neuerungen erscheinen als aufgepfropft am alten Stamm des amour passion. Dabei scheint eher die Romanliteratur als die Fachliteratur, eher die Sentimentalität als die Galanterie, eher die Technik des Erzählens als die Technik des Codierens von »maximes d'amour« fortzuwirken.

Mit diesem selektiven Verhalten zur Geschichte ersetzt man – und das entspricht der reflexiven Geschlossenheit des Liebesgeschehens – den Startmechanismus der vernünftigen Überlegung und der galanten Kunstfertigkeit durch den Startmechanismus Zufall⁴⁶. Des-

auf diese Ambiguität, die als Einheit zu sehen ist, mit der etwas künstlichen Unterscheidung von romantique und romanesque.

42 Siehe aber auch Schier a.a.O., S. 122 ff. mit der Beobachtung, daß gerade dies Verlassen der gegenständlichen Realität dazu führt, daß die Phantasie letztlich Monolog bleibt.

43 Zum Beispiel: Anonym (Aphra Behn), *The Ten Pleasures of Marriage*, London 1682; dies., *The Confession of the New Married Couple*, London 1683.

44 Vgl. E.T.A. Hoffmann, *Lebens-Ansichten des Katers Murr*, Einleitung zum Dritten Abschnitt, zit. nach E.T.A. Hoffmanns Werke 9. Teil, Berlin-Leipzig o. J., S. 193.

45 *Fragments divers*, Nr. 21, in: *De l'amour* a.a.O., S. 246.

46 Zur Herkunft, vor allem mit Bezug auf Prévosts Manon Lescaut, Erich Köhler, *Esprit und arkadische Freiheit: Aufsätze aus der Welt der Romania*, Frankfurt 1966, S. 97 f., 172 ff. In weniger ausgearbeiteter Form wird auch dieses Thema seit langem tradiert, vor allem im topos der unerwarteten *Plötzlichkeit* der Entstehung einer dann

sen Einfügung in den Code bringt eine wichtige Neuerung: die Paradoxierung von Zufall als Notwendigkeit, Zufall als Schicksal oder auch Zufall als Freiheit der Wahl⁴⁷. Mit diesem Einbau wird, was immer sonst seine Funktionen sein mögen, einer Vergrößerung der Kontaktkreise Rechnung getragen und eine Ausdehnung des Code auf alle Schichten der Gesellschaft vorbereitet. Während sich höfische und dann galante Liebe selbstverständlich nur an Damen wenden konnte, die »man« schon kannte, so daß die Wahl auf Vorinformationen gestützt werden konnte⁴⁸, wird jetzt mit der Symbolmarke »Zufall« auch der Anfang einer Liebesbeziehung gesellschaftlich ausdifferenziert, nämlich grundlos gesetzt, ins Voraussetzungslose gebaut. Die Kombination Zufall/Schicksal besagt dann: daß das voraussetzungslose Beginnen die Bedeutung der Liebesbeziehung nicht beeinträchtigt, vielmehr als Unabhängigkeit von jeder Außenprägung diese Bedeutung gerade steigert, sozusagen in sich selbst verabsolutiert.

Selbst Hegel ließ sich in dieser Frage täuschen, den »Zufall« gleichsam wörtlich nehmend und nicht als Trennsymbol. Im § 162 der Grundlinien der Philosophie des Rechts heißt es in bezug auf die subjektiven bzw. objektiven Ausgangspunkte der Eheschließung: »Die Extreme hierin sind das eine, daß die Veranstaltung der wohlgesinnten Eltern den Anfang macht, und in den zur Vereinigung der Liebe füreinander bestimmt werdenden Personen hieraus, daß sie sich, als hierzu bestimmt bekannt werden, die Neigung entsteht, – das andere, daß die Neigung in den Personen, als in *diesen* unendlich partikularisierten zuerst erscheint. – Jenes Extrem oder überhaupt der Weg, worin der Entschluß zur Verehelichung den Anfang macht, und die Neigung zur Folge hat, so daß bei der wirklichen Verheiratung nun beides vereinigt ist, kann selbst als der sittlichere Weg angesehen werden. – In dem anderen Extrem ist es die *unendlich besondere* Eigentümlichkeit, welche ihre Präntentionen geltend

dauerhaften Liebe. So heißt es im ersten der berühmten *Lettres portugaises*: »Je vous ai destiné aussi tôt que je vous ai vu« (Guilleragues, *Lettres portugaises*, 1669, zit. nach der Ausgabe von F. Deloffre/J. Rougeot, Paris 1962, S. 39). Bemerkenswert ist die Wendung von einer temporalen (Plötzlichkeit/Dauer) zu einer modaltheoretischen (Zufall/Notwendigkeit) Fassung (z. B. bei Friedrich Schlegel).

47 Siehe auch Aubert a.a.O., S. 213 ff.

48 Daß man auf Grund von Bildern, Erzählungen etc. schon liebt und erst daraufhin Kontakt mit der Geliebten sucht, ist ein wiederkehrendes Motiv in den Romanen des 17. Jahrhunderts und setzt stillschweigend eine relativ kleine Oberschicht voraus.

macht und mit dem subjektiven Prinzip der modernen Welt zusammenhängt. – In den modernen Dramen und anderen Kunstdarstellungen aber, wo die Geschlechterliebe das Grundinteresse ausmacht, wird das Element von durchdringender Frostigkeit, das darin angetroffen wird, in die Hitze der dargestellten Leidenschaft durch die damit verknüpfte gänzliche *Zufälligkeit*, dadurch nämlich gebracht, daß das ganze Interesse als nur auf *diesen* beruhend vorgestellt wird, was wohl für *diese* von unendlicher Wichtigkeit sein kann, aber es *an sich* nicht ist.« Diese Passagen beleuchten am Ende noch einmal das Prinzip der alten Ehe: die Annahme, daß der Eheschließung Zuneigung und Liebe, normalerweise wenigstens, folgen werde. Das war erwartbar gewesen unter der Voraussetzung, daß weder an selbstzentrierte Individualität noch an zwischenmenschliche Interpenetration allzu hohe Anforderungen gestellt wurden. Mit dieser Voraussetzung hatte jedoch die moderne Welt längst gebrochen. Andererseits hatte sie mit der Ausdifferenzierungssymbolik der Passion und des Zufalls und mit der Codierungstechnik des Paradoxierens kein Prinzip an der Hand, das für Ehen oder andere Intimbeziehungen Stabilität in Aussicht stellen konnte. Auf diese Situation, in der die Liebessemantik mit Anforderungen auf Dauersinnggebung für personale Welten in Konflikt gerät, reagiert die Romantik durch Flucht in Übersteigerung.